

**Nr. 1178**

### **Die vierte Weisheit**

Die letzte Schranke fällt – vor ihnen liegt der Loolandre

*von Kurt Mahr*

Wir blenden zurück in den April des Jahres 427 NGZ - in die Zeit also, da die Menschen auf der im Grauen Korridor gefangenen Erde sich verzweifelt der Angriffe Vishnas, der abtrünnigen Kosmokratin, zu erwehren versuchen.

Schauplatz des Geschehens ist die ferne Galaxis M 82, in der die Endlose Armada und Perry Rhodans Galaktische Flotte operieren. Letztere hat inzwischen auf ihrer Suche nach dem Lenker oder der Zentralstelle der Endlosen Armada die ersten beiden Pforten des Loolandre passiert, und die Besatzung der rund 20.000 Schiffe, zu denen noch die Expedition der Kranen gestoßen ist, scheinen die Wirren der verschobenen Wirklichkeit hinter sich gelassen zu haben.

Dies gilt fürs erste. Doch schon bei der Annäherung an Pforte drei beginnen erneut die Schwierigkeiten für die Terraner. Chmekyr, der Pfortner, taucht in tausendfacher Version an Bord der Raumschiffe auf, treibt seine üblen Spiele mit den Menschen und bringt die ganze Flotte in Gefahr.

Ein Mann ist bei diesem Test an den beiden letzten Pforten des Loolandre ganz besonders betroffen - Perry Rhodan. Seine in der Parawirklichkeit nachvollzogenen Jugenderlebnisse führen ihn schließlich heran an DIE VIERTE WEISHEIT...

*Die Hauptpersonen des Romans:*

*Perry Rhodan - Der Terraner durchlebt einen Teil seiner Vergangenheit.*

*Kenneth Malone und Belinda - Gestalten aus dem Jahr 1948.*

*Gesil, Nachor und Jercygehl! An – Sie überwachen Perry Rhodans Genesung.*

*Sato Ambush - Ein Pararealist.*

*Chmekyr - Wächter der Pforten des Loolandre.*

In einem Randbezirk der fremden Galaxis M 82, auch Sethdepot genannt, steht die Galaktische Flotte zusammen mit dem fünfhundert Einheiten zählenden Verband der Kranen vor einem vorläufig unüberwindlichen Hindernis: der vierten und letzten Pforte des Loolandre.

Man schreibt Ende April 427.

Unter den Mannschaften der Schiffe wütet der Induzierte Schuldkomplex, eine psionische Seuche, die jedes intelligente Wesen mit suggestivem Zwang dazu verleitet, sich an die Übeltaten der Vergangenheit zu erinnern und sie - möglichst noch übler, noch bösartiger - nachzuvollziehen. An Bord der über zwanzigtausend Schiffe ist die Gesetzlosigkeit ausgebrochen. Nur den Robotern ist noch zu trauen. Sie versuchen, die Lage provisorisch zu bereinigen, indem sie scharf bewachte Gefängniszonen einrichten und die Gesetzesbrecher darin unterbringen. Es ist der Zeitpunkt abzusehen, da - von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen - sämtliche nichtrobotischen Besatzungsmitglieder der Galaktischen und der kranischen Flotte in Gefängnisbereichen einquartiert sein werden.

Mittlerweile ist Perry Rhodan - auf den Tod verwundet von einem Fiktivwesen namens Lead Can - nach Überwindung der lebensbedrohenden Krise auf dem Weg zur Genesung. Er liegt im Tiefschlaf und träumt von der Vergangenheit. Vor kurzem ist das Un-

glaubliche geschehen, daß Perry Rhodan - und nicht Nachor von dem Loolandre, dessen Aufgabe es eigentlich wäre - sich an die dritte Weisheit erinnerte, jenen Kodesatz, der die dritte Pforte des Loolandre öffnete. Wird sein Traum auch die vierte Weisheit hervorbringen? Wird Perry Rhodan unter Beweis stellen, daß er gleichrangig mit Nachor, dem Armadaprinzen, ebenfalls ein vom Schicksal Begünstigter ist?

1.

*„Bist du Perry Rhodan?“*

*Der zwölfjährige Junge, allein mit seinem Koffer auf dem spärlich erhellten Bahnsteig, sah mißtrauisch zu dem Fremden auf. Der Mann trug ein mehrfach durchlöcherteres, nicht mehr ganz sauberes Unterhemd und ein Paar Hosen aus grobem, blauem Tuch, deren Beine knapp über dem Knie abgeschnitten waren. Das braune Gesicht zeigte deutliche Spuren eines zweitägigen Bartwuchses. Das braune Haar hing dem Fremden wirr in die Stirn. Er hatte eine kleine Narbe auf der rechten Wange. Sein Atem roch nach Bier, als er zu dem Jungen sprach.*

*Daytona Beach, Florida - 29. April 1948 - 23:42 Uhr.*

*„Ja, ich bin Perry Rhodan“, antwortete der Junge unsicher.*

*„Jemand kommt, um dich abzuholen“, sagte der Fremde. „Wenn du willst, nimmst du deinen Koffer und gehst dort über das Gleis. Siehst du das Haus?“*

*Das Haus war für Perrys an neuenglischen Standard gewöhnte Begriffe eine schäbige Baracke. Er nickte.*

*„Colonel Malone hat sich ein wenig verspätet“, erklärte der Abgerissene. „Wird aber bald ankommen.“*

*„Wer sind Sie?“ wollte Perry wissen.*

*„Oh, ich bin nur einer von denen, die hier aufpassen“, antwortete der Mann. „Nun geh schon, damit du über die Gleise kommst, bevor der nächste Zug andampft.“*

*Er lachte dazu, als hätte er einen guten Witz gemacht. Perry konnte nicht wissen, daß der Bahnhof Daytona Beach pro Tag nicht mehr als vier Züge zu sehen bekam. Er nahm seinen Koffer und marschierte los.*

*Das Haus hatte der Fremde offenbar nur als Orientierungspunkt verwendet. Perry fand die Türen verschlossen, die Fenster dunkel. Aber eine Aufschrift besagte, daß hier die Florida East Coast Railroad Fahrkarten verkaufte sowie Reisegepäck und Fracht entgegennahm bzw. auslieferte. Jeweils eine Stunde vor Ankunft bis eine Stunde nach Abfahrt des Zuges - mit Ausnahme des 23:30-Zuges nach Miami, nach dessen Abfahrt die Schalter so fort geschlossen wurden.*

*An der Baracke führte eine frisch asphaltierte Straße vorbei. Eine einzige Lampe, von Insekten umschwärmt, zeichnete einen weiten Lichtkreis in die Dunkelheit. In der Ferne waren ein paar Lichter zu sehen, das mußte die Stadt sein. Jenseits der Straße war flaches Grasland. Der Lichtschein enthüllte eine einzige Palme, die ihre Fächerwedel in die Feuchtigkeit der Nachtluft reckte.*

*Perry war enttäuscht. Als er von Florida träumte, hatten ihm greller Sonnenschein, helle Sandstrände und das türkisfarbene Wasser des Atlantiks vorgeschwebt. Hier, vor der verschlossenen Baracke, am Rand der frischgeteerten Straße kam er sich vor wie am Ende der Welt. Ein Insekt, auf dem Weg zur Lampe, surfte an ihm vorbei. Perry duckte sich unwillkürlich. Er blickte auf und sah etwas, das mindestens so groß war wie sein Handrücken, um die Glaskugel der Laterne schwirren. Er schüttelte sich. Insekten, die größer waren als sein Daumennagel, verursachten ihm ein Kribbeln auf der Haut.*

*Ein anschwellendes Geräusch ließ ihn aufhorchen. Lichtschein huschte durch die Finsternis. Weit hinten an der Straße tauchten zwei Scheinwerfer auf. Perrys Herz ging*

schneller. Die Gegend war so einsam - wenn um diese Zeit hier einer vorbeikam, dann konnte es nur Onkel Ken sein. Eigentlich war er sein Onkel gar nicht; er war ein Vetter seiner Mutter, Mary Tibo Rhodan. Aber Perry nannte ihn „Onkel“, und Kenneth Malone hatte niemals etwas dagegen eingewendet.

Mit Kennerblick identifizierte der Junge einen 45er Chevrolet, der sich mit unregelmäßig laufendem Motor in den Lichtkreis der Lampe schob. Bremsen quietschten. Perry war enttäuscht. Kenneth Malone, der Aufsteiger der Familie, und nur ein lausiger, alter Wagen? Der Lack war matt geworden, die linke Tür hatte eine tiefe Delle, an der Kühlerhaube fraß der Rost. Die Tür mit der Delle ließ sich in der Tat nur schwer öffnen und gab ein protestierendes Ächzen von sich. Aber der Mann, der aus dem Auto stieg, war unverkennbar Kenneth Malone: 1,92 Meter groß, schlank, breitschultrig, mit hellen, freundlichen Augen in dem gebräunten Gesicht.

Perry ließ den Koffer stehen und lief auf den hochgewachsenen Mann zu. Der fing ihn mit den Armen auf und schwang ihn ein paar Mal durch die Luft.

„Das darf man doch noch?“ fragte er lachend.

„Das darfst du ruhig“, lachte auch Perry. „Obwohl ich schon zwölf bin.“

Kenneth Malone setzte den Jungen ab. Sein Gesicht war ernst.

„Erst zwölf“, sagte er betreten. „Und ich...“

„In gut einem Monat“, kommentierte Perry.

„Und ich hab' dich hier mitten in der Nacht herumstehen lassen!“ fuhr Malone fort. Er trug Zivil; auch das enttäuschte Perry ein wenig. Er hatte erwartet, einen Mann mit dem silbernen Colonel-Adler auf den Schulterstücken zu sehen. „Junge, es war nicht meine Schuld.“ Er warf dem Auto, dessen Motor im Leerlauf vor sich hintuckerte, einen ärgerlichen Blick zu. „Das Ding da wollte nicht mehr. Mitten im Niemandsland zwischen New Smyrna und Scottsmeer.“ Er erinnerte sich seines Amtes als Tröster und Beschützer. „Bist du schon lange hier? Hast du Angst gehabt?“

Perry winkte ab.

„Angst? Nie“ erklärte er stolz. „Und wie lange bin ich schon hier? Knapp eine halbe Stunde. Kaum der Rede wert.“

„Ich hoffe, Mary wird's mir verzeihen“, stöhnte Kenneth Malone. „Aber komm jetzt, wir wollen dein Zeug aufladen.“

Eine Minute später setzte sich das ratternde Gefährt von neuem in Bewegung.

\*

Von Florida war nicht viel zu sehen. Das Licht der Scheinwerfer stach durch die Nacht und riß hier einen Baum, dort ein einsames Gebäude aus der Dunkelheit. Perry wäre längst eingeschlafen. Müde genug dazu war er: seit ein Uhr morgens auf den Beinen, mit nur einem kurzen Nickerchen zwischen Washington und Richmond. Aber rings um ihn wartete das Abenteuer. In dem Sumpf, der sich dort hinter den Büschen verbarg, lauerten Alligatoren. Das seltsame Gefunkel, das die Scheinwerfer manchmal erzeugten, wenn die Straße eine bestimmte Richtung einschlug, war der Reflex des Atlantiks. Und schließlich gab es da noch Onkel Ken, vor dem alle in der Familie einen großen Respekt hatten.

Die Instrumente des Armaturenbretts verbreiteten gerade genug Helligkeit, um die Umrisse des kantigen Gesichts erkennbar werden zu lassen. Kenneth Malone war 38 Jahre alt, beeindruckend jung für einen Mann im Rang eines Obersten. Der Krieg hatte seine Laufbahn beschleunigt. Malone hatte sich im Pazifik hervorragend ausgezeichnet. Er hatte vor dem Krieg das Diplom eines Maschinenbauers, Sparte Flugzeugwesen, erworben. Er verfolgte die Entwicklung seines Fachgebiets mit großer Aufmerksamkeit und nützte jede Gelegenheit, sein Wissen durch Teilnahme an Kursen und Vorlesungen auf dem net-

testen Stand zu halten. Es war kein Wunder, daß die U. S. Air Force ihn dazu ausersehen hatte, den Aufbau der Cape Canaveral Air Force Base zu leiten. Nebenbei versah er die Aufgabe eines Kommandanten der Banana River Naval Air Station.

Kenneth Malone bemerkte die Aufmerksamkeit, mit der der Junge ihn bedachte.

„Deiner Mutter geht's gut, hoffe ich?“ erkundigte ersieh.

„Ja“, antwortete Perry. In einem Anflug von Spottlust fügte er hinzu: „Außer über mich hat sie keine Klagen.“

„Das glaube ich wohl“, lachte Kenneth Malone. „Und was macht Slam-Bang?“

Sergeant Slam-Bang war der Spitzname, der Perrys Vater, Jakob Edgar Rhodan, während des Krieges zuteil geworden war.

„Vater ist immer noch der alte“, antwortete Perry. „Rasch entschlossen. Das siehst du an mir.“

„An dir? Wieso?“

„Wenn Pa nicht so rasch entschlossen wäre, käme ich erst während der Sommerferien.“

„Ach so meinst du das. Wie kommt's überhaupt, daß sie dich so Hals über Kopf nach Florida schicken?“

„Weißt du gar nichts davon?“ erkundigte sich Perry.

„Nur ein verschwommenes bißchen“, antwortete Kenneth Malone gutgelaunt. „Irgendwas mit einem Taugenichts, der dich in Schwierigkeiten bringen wollte.“

Perry ließ den Kopf sinken. Die Erinnerung war zu frisch. Es war gerade achtundvierzig Stunden her, seit Tin Can versucht hatte, ihn auf so üble Art hereinzulegen.

„Können wir morgen drüber sprechen, Onkel Ken?“ bat er. „Es ist... es ist keine besonders schöne Geschichte.“

„Na klar, Junge“, fand Malone sich bereit. Er hob den Arm und sah auf die Uhr. „Ich gebe dir eine Gnadenfrist“, lachte er. „Sagen wir: nach dem Frühstück. Heute ist nämlich schon morgen.“

Perry war froh, daß das Thema fürs erste abgeschlossen war.

„Wo bist du steckengeblieben?“ erkundigte er sich angelegentlich. „Zwischen New... und was?“

„Zwischen New Smyrna und Scottsmeer. Kein Mensch weit und breit. Ich stand da und winkte mit Armen und Beinen, jedes Mal wenn ein Auto vorbeikam. Schließlich hielt jemand an und erklärte sich bereit, die nächste Garage zu benachrichtigen. Alles in allem habe ich drei Stunden auf diese Weise verloren.“

„Das ist gut für dich, nicht wahr?“ meinte Perry. „Sonst hättest du zweieinhalb Stunden lang an diesem öden Bahnhof warten müssen.“

„Oh, das wäre nicht so schlimm gewesen“, wehrte Kenneth Malone ab. Darüber, daß es in Daytona Beach auch anderes zu tun gab, als am Bahnhof auf einen Zug zu warten, wollte er zu einem knapp Zwölfjährigen nicht unbedingt sprechen.

„Auf jeden Fall bin ich dankbar, daß du Nachricht hinterlassen, hast“, sagte Perry.

Er sah, wie Onkel Kens Schultern sich strafften.

„Nachricht?“ Die Stimme klang plötzlich ganz anders, wesentlich durchdringender. „Wo habe ich eine Nachricht hinterlassen?“

„Am Bahnhof, denke ich“, antwortete Perry ein wenig verwirrt.

„Wie kommst du darauf?“

„Auf dem Bahnsteig kam ein Mann auf mich zu und fragte, ob ich Perry Rhodan wäre. Ich sagte ja, und dann erklärte er mir, du hättest dich ein wenig verspätet.“

Malones Stimme war die Erregung jetzt deutlich anzumerken. „Kannte er etwa meinen Namen?“ fragte er.

„Ja, er sagte, Colonel Malone hat sich ein wenig verspätet.“

Kenneth Malone stieß den Atem zwischen den Zähnen hindurch, daß es zischte.

„Wieso, ist da was falsch?“ wollte Perry wissen.

„Nur das eine: Ich habe nirgendwo angerufen oder sonst wie Nachricht hinterlassen“, antwortete Malone. Zwölfjährige sind keine ausgefeilten Menschenkenner, sonst hätte Perry bemerkt, daß Onkel Ken sich Mühe gab, seiner Aufregung Herr zu werden. „Aber das hat nicht unbedingt etwas zu sagen“, fuhr er fort. „Kann sein, daß irgendwo jemand aufgeschnappt hat, daß du zu Besuch erwartet wirst, und sie haben sich ausgerechnet, daß ich es sein müßte, der dich vom Bahnhof abholt.“

Um zu beweisen, daß er der Sache keine weitere Bedeutung beimaß, begann er, eine muntere Melodie zu pfeifen. Perry rutschte in seinem Polstersitz ein wenig in sich zusammen. Er spürte, daß Onkel Ken den Unbeeindruckten lediglich spielte; aber er wußte nicht, was er davon halten sollte.

\*

Am nächsten Morgen sah die Welt viel schöner aus. In strahlendem Blau wölbte sich der Himmel über der flachen, langgestreckten Insel zwischen dem Atlantik auf der einen und dem Banana sowie Indian River auf der anderen Seite, deren am weitesten nach Osten vorspringender Punkt Cape Canaveral genannt wurde. Die Sonne schien mit einer Intensität, die dem Jungen aus Neuengland in den Augen weh tat, als er um elf Uhr endlich aufstand und den ersten verschlafenen Blick aus dem Fenster warf.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte für die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Banana River Naval Air Station eine eigene Wohnsiedlung mitsamt den üblichen Einrichtungen wie PX, Kino, Ballspielplatz usw. geschaffen. Colonel Malone bewohnte ein geräumiges Einfamilienhaus in unmittelbarer Nähe des Hauptquartiers. Als Unverheirateter, der kein Familiengeld bezog, stand ihm eine Haushälterin zu. Sie war füllig, schwarz, etwa dreißig Jahre alt und hieß Belinda. Sie schloß den Jungen sofort in ihr mütterliches Herz, als er frisch gewaschen und mit einer neuen Kluft angetan aus dem Badezimmer trat.

„Bist du sicher, du hast lange genug geschlafen?“ erkundigte sie sich besorgt, nachdem die Zeremonie der gegenseitigen Vorstellung beendet war. „Ein Junge wie du - um drei ins Bett und um elf schon wieder auf, das ist nicht gut für die Gesundheit.“

Perry beruhigte sie. Acht Stunden seien genug, meinte er. Außerdem habe er nicht vor, einen derart herrlichen Tag zu verschlafen.

„Du mußt Hunger haben, Junge“, erklärte Belinda energisch.

Hunger - ja, den hatte er. Wenn es allerdings nach Belinda gegangen wäre, dann hätte er noch weitaus hungriger sein müssen; denn von der Portion Rührei mit Speck, Bratwurst, Toast, Butter und Grits, die sie ihm vorsetzte, ließ Perry fast die Hälfte übrig, was Belinda abermals in Sorge versetzte.

„Du wirst ewig so dünn bleiben, wenn du nicht anständig ißt“, klagte sie.

Nachdem sie abgeräumt hatte, machte sie Perry mit dem Plan des Tages bekannt.

„Der Colonel hat gesagt, wir sollen hinunter zum Strand gehen. Bis zwei Uhr heute Nachmittag, hat er gesagt. Dann kommt er dich abholen und bringt dich zur Schule, um dich vorzustellen. Magst du das?“

„Das mag ich“, bekannte Perry eifrig.

Belinda musterte ihn mißtrauisch.

„Du wirst nicht etwa schwimmen wollen?“ erkundigte sie sich.

„Warum nicht?“

„Das Wasser ist noch viel zu kalt. Stell dir vor - erst Ende April!“

„Wie kalt?“ wollte Perry wissen.

„Zwei-, dreiundzwanzig Grad, so ungefähr.“

Perry lachte.

„Wenn wir an den Long Island Sound zum Baden fahren, sind wir froh, wenn's achtzehn Grad hat“, sagte er. „Zweiundzwanzig, das ist brühwarm!“

Belinda forschte in seiner Miene, ob er sie womöglich auf den Arm nehmen wolle. Als sie feststellte, daß es ihm ernst war, brummte sie:

„Hab' doch gewußt, daß ihr da oben im Norden nicht alle fünf Sinne beisammen habt.“

Während des Tages benützte Kenneth Malone einen Dienstwagen, so daß Belinda sein klappriger Chevrolet zur Verfügung stand. Trotz Perrys eifrigen Protests packte die Haushälterin einen Picknickkorb mit so viel Proviant, daß notfalls eine halbe Kompanie davon hätte leben können. Dann brachen sie auf.

Perry kam sich wie im Paradies vor. Einen solchen Strand hatte er noch nie erlebt. Er wollte sofort ins Wasser stürmen; aber Belinda bestand darauf, ihn halbfingerdick mit Sonnencreme einzuschmieren.

„Das wäre ja noch schöner“, murmelte sie, während sie mit kräftigen Fingern die klebrige Substanz in die Haut massierte, „wenn ein zartes Jüngelchen aus dem hohen Norden bei uns gleich am ersten Tag einen Sonnenbrand bekäme.“

Die Sonne meinte es in der Tat gut. Die Lufttemperatur lag bei 30 Grad im Schatten, und Perry bekam zu spüren, daß sich unter solchen Bedingungen Wasser von 22 Grad tatsächlich empfindlich kühl anfühlte. Aber er hatte einen Riesenspaß und empfand aufrichtiges Bedauern, als Belinda ihn zu sich rief und ihm erklärte, sie müßten sich jetzt auf den Heimweg machen.

Onkel Ken wartete schon zu Hause. Sie fuhren nach Cocoa Beach, nur ein paar Meilen weiter nördlich. Cocoa Beach war ein kleines, anspruchsloses Städtchen, dessen Einwohnerzahl die Einrichtung einer örtlichen Grundschule erst vor wenigen Jahren gerechtfertigt hatte. Perry wurde mit dem Rektor und seiner Klassenlehrerin bekannt gemacht. Die notwendigen Umschulungspapiere hatte Jake Rhodan seinem Sohn selbstverständlich nicht mitzugeben vergessen. Perry bekam seine neuen Mitschüler zu sehen und hatte das Gefühl, es werde ihm hier recht gut gefallen. Es war alles ein wenig lockerer als oben in Connecticut.

Perrys erster Tag in der neuen Schule sollte der 3. Mai sein, ein Montag. Das Wochenende hatte Onkel Ken frei. Er wollte es benützen, so versprach er dem Jungen, ihm alles Sehenswerte in der Umgebung zu zeigen.

\*

Damit begann für den Jungen Perry Rhodan eine herrliche, sorgenlose Zeit. Am ersten Wochenende lernte er die große Wildnis von Merritt Island kennen. Nach Norden hin allerdings begannen Bagger und sonstige Erdräumgeräte, der Natur ihr Recht streitig zu machen. Dort entstand die Cape Canaveral Air Force Base, deren Leitung Kenneth Malone übernehmen sollte, sobald sie fertiggestellt war. Er sprach mit stolzen Worten über das neue Projekt.

„Von hier aus werden einst Raumschiffe zum Mond und zu den Planeten starten“, erklärte er mit Überzeugung.

In der Schule kam Perry gut zurecht. Der legere Schulbetrieb wirkte sich dahingehend aus, daß Perrys Wissensstand dem seiner neuen Klassenkameraden um einiges überlegen war. Er brauchte sich nicht sonderlich anzustrengen, um zum Rang des Klassenersten aufzusteigen. Neu war ihm, daß er morgens von einem Schulbus fast vor dem Haus abgeholt und am Nachmittag auf dieselbe Weise dorthin wieder zurückgebracht wurde. Zu Hause war er zur Schule geradelt oder hatte sich von Mutter bringen lassen, wenn das Wetter zu schlecht war.

Onkel Ken war meistens beschäftigt, häufig auch an Wochenenden. Er sprach nicht viel über seine Arbeit. Perry verstand, daß sie größtenteils geheim war, und drang nicht weiter in ihn. Inzwischen gab sich Belinda mit dem Jungen ab, und da es im Haushalt eines meistens abwesenden Junggesellen nicht viel zu tun gab, hatte sie viel Zeit für Perry. Sie hatte einen Narren an ihm gefressen.

Einmal pro Woche riefen entweder die Mutter oder der Vater an. Sie berichteten über die Neuigkeiten aus der Heimat und erkundigten sich nach Perrys Wohlergehen. Einer dieser Anrufe fiel auf den 18. Mai. Perry war erstaunt, an diesem Tag von den Eltern zu hören. Denn der 18. Mai war der Todestag seiner jüngeren Schwester, Deborah. Über den Hergang des Unfalls, der seiner Schwester das Leben gekostet hatte, wußte er jedoch nichts. Es war sieben Jahre her, seit sie Deborah zu Grabe getragen hatten. Er erinnerte sich noch deutlich an sie. Aber die Stunden des Unglücks waren in seiner Erinnerung nicht mehr vorhanden. Ein gnädiges Schicksal hatte sie ausgelöscht.

Es war Mutter, die anrief. Sie gab sich heiter, ihre Stimme klang frisch. Aber an gewissen Bemerkungen, an dieser oder jener Änderung des Tonfalls erkannte Perry, daß ihre lockere Heiterkeit nur Maske war.

Eine Woche später hatte Vater zu berichten, daß Tin Can, alias Vince Tortino, Anfang Juni aus der Erziehungsanstalt entlassen werde.

„Seine Mutter hat einen Schlaganfall erlitten und ist im Krankenhaus“, erläuterte Jake Rhodan dazu. „Man rechnet damit, daß sie überlebt. Weiß der Himmel, was der Schlingel jetzt anstellen wird. Halte die Augen offen, Junge, falls er plötzlich in Florida auftaucht!“

Perry lachte darüber. Wie sollte ausgerechnet Vince Tortino es fertig bringen, nach Florida zu reisen?

\*

Einer, der über Jake Rhodans Sorge nicht lachte, war Kenneth Malone. Wenn Perry geahnt hätte, wie viel Mühe Onkel Ken sich gab, den merkwürdigen Zwischenfall auf dem Bahnsteig von Daytona Beach kurz vor Mitternacht am 29. April zu klären, wäre ihm wesentlich weniger wohl in seiner Haut gewesen.

Captain Ferguson, MI (Military Intelligence), betrat Colonel Malones Arbeitszimmer. Die beiden Männer kannten einander seit den letzten Kriegsmonaten. Die Begrüßung fiel dementsprechend zivil aus.

„Der Mann, den ich jedes Mal um Entschuldigung bitten muß, wenn ich ihn sehe“, grinste Kenneth Malone. „Military Intelligence auf der Spur eines harmlosen Zivilisten! Nennst du dich noch immer meinen Freund?“

Robert (Bob) Ferguson wirkte nur halb so amüsiert, wie Malone ihn zu sehen erwartet hatte.

„Nanu, doch nichts Ernstes?“ fragte der Colonel überrascht.

„Ken, tu mir einen Gefallen“, bat Ferguson. „Bevor ich dir Bericht erstatte, erzähl mir mal, in welcher Patsche dein junger Freund Perry Rhodan eigentlich steckt.“

„Eine Patsche ist es gerade nicht, er hat sich nur ein bißchen dämlich angestellt“, verbesserte Malone. Dann wies er auf einen Stuhl. „Setz dich. Ich schildere dir den Vorgang, so knapp es geht.“

In Perrys Schule wurde ein Sternenglobus gestohlen. Der Junge interessiert sich für Astronomie und alles, was damit zusammenhängt. Der Verdacht fiel auf ihn. Perry wußte, wer den Globus in Wirklichkeit geklaut hatte - ein achtzehnjähriger Herumtreiber namens Vincent Tortino mit dem Beinamen Tin Can - aber er wollte den Diebstahl auf eigene Faust klären und schwieg sich daher zu allen Anschuldigungen aus. Diesem Tin Can lag es offenbar daran, Perry noch tiefer in die Patsche zu ziehen und aus ihm einen Helfers-

helfer bei seinen finsternen Geschäften zu machen. Er trommelte Perry eines Nachts aus dem Schlaf und behauptete, er könne ihn zu dem Mann führen, der den Globus versetzt hatte. Perry fiel darauf herein. Während er irgendwo im Wald wartete, verübten Tin Can und seine Genossen einen Raubüberfall auf ein harmloses Liebespärchen. Perry wurde als ‚Dank‘ für seine Hilfe ein Zwanzig dollarschein in die Hand gedrückt. So fand ihn die Polizei: mit dem Geld in der Hand. Wenn droben in Manchester nicht jedermann die Rhodans kannte, wäre Perry in den Verdacht geraten, bei dem Überfall Schmiere gestanden zu haben. Aber es kam noch ein weiteres Moment hinzu: Perrys Freund Leroy und dessen Vater belauschten Tin Can, als er mit seinen Ganovengenossen abrechnete. Sie packten ihn, und er bekannte alles, die Sache mit dem Überfall ebenso wie den Diebstahl des Globus.“

„Wenn er so schneeglöckchenweiß dasteht, weswegen wurde Perry dann nach hierher verschifft?“ erkundigte sich Ferguson verwundert.

„Tin Can ist ein Minderjähriger. Das Schlimmste, was ihm widerfahren kann, sind ein paar Wochen Jugendhaft. Tatsächlich habe ich vor kurzem von Jake Rhodan - das ist mein Vetter, Perrys Vater - erfahren, daß Tin Can ab Anfang Juni wieder auf freiem Fuß sein wird. Jake rechnete sich aus, daß er sich dann wieder an Perry heranmachen würde, entweder um sich zu rächen oder um ihn von neuem zum Mittäter zu machen. Deswegen schickte sein Vater ihn nach Florida.“

„Klar“, nickte Ferguson. „Ich verstehe, daß es da einen Mann im Hintergrund gibt. Den, der den Globus loswurde, nachdem er ihn von Tin Can erhalten hatte?“

„Das ist richtig.“

„Was weiß man über ihn? Namen? Aussehen? Irgendwas?“

„Er nannte sich Logan“, erinnerte sich Malone. „Niemand hat ihn genau zu Gesicht bekommen. Die Beschreibung, die Tin Can gab, ist vage. Perry sagt, er habe sich in Manchester mit einem neuen Buick Eight herumgetrieben, einer schwarzen Limousine.“

Ferguson nickte abermals, aber diesmal mit grimmiger Miene.

„Ich glaube, wir haben eine Identifikation des Mannes, der Perry in Daytona Beach ansprach. Das Mal auf der Wange brachte uns auf die richtige Spur. Er heißt Eugene DelaHaye - wahrscheinlich sein richtiger Name. Drifter, Landstreicher - aber einer von der gefährlichen Sorte. Langes Vorstrafenregister, darunter mindestens einen bewaffneten Überfall. Tauchte am 29. April plötzlich in Daytona Beach auf. Jemand erkannte ihn und wandte sich an die Polizei. Im Augenblick wird er nicht gesucht, wenigstens nicht in Florida. Der Volusia County Sheriff wollte sich trotzdem mit ihm unterhalten - hauptsächlich in der Absicht, ihn zum Weiterreisen zu überreden. Aber als er seine Deputies ausschickte, war DelaHaye nirgends mehr zu finden.“

Malone sah den Captain aufmerksam an.

„Und?“ fragte er, als Ferguson keine Anstalten machte, von sich aus weiterzusprechen.

„Der Rest ist - wie sagt man? - skizzenhaft. DelaHaye hat vier Jahre Knast hinter sich. Entlassen im Februar dieses Jahres. Während seines ersten Jahres im Gefängnis pflegte er eine enge Freundschaft mit einem Mann, der wegen Rauschgiftschmuggel und sonst noch einiger Dinge hinter Gittern saß.“

„Und was dann? Zerstritten sie sich?“

„Nein, der andere wurde entlassen.“

„Aha, jetzt kommt's!“ rief Malone erwartungsvoll. „Ganz richtig. DelaHayes Freund bediente sich zahlreicher Namen. Verurteilt und eingesperrt wurde er als Louis G. Anson. Einer seiner Aliasse war...“

„Logan!“

Bob Ferguson grinste anerkennend.



„Gut geraten. Nicht schlecht übrigens, wie? Ganz neue Art, einen Decknamen zu entwickeln. Louis G. Anson - Logan.“

Kenneth Malone sah starr vor sich hin. Die Gedanken, die ihn bewegten, mußten unerfreulicher Natur sein, denn seine Miene wurde von Sekunde zu Sekunde grimmiger.

„Was bedeutet das alles?“ fragte er schließlich mit rauer Stimme.

„Es bedeutet zuerst einmal, daß dein Vetter wahrscheinlich recht hat. Perry sollte in irgend etwas hineingezogen werden - und was es auch immer war, es belief sich vermutlich auf wesentlich mehr als das Stehlen eines Globus. Zweitens: Es sieht so aus, als machte sich die Horde noch immer Hoffnungen auf den Jungen. Zumindest war sie im Handumdrehen informiert, als Perry auf die Bahn gesetzt und nach Florida geschickt wurde. DelaHaye war zur Stelle, um den Jungen zu identifizieren. Er ging ein bißchen ungeschickt dabei vor, das ist unser Glück. Wenn er gewußt hätte, daß Colonel Malone aufgrund seiner Geheimnisträgerklassifizierung ein abgrundtiefes Geheimnis daraus macht, wo er sich aufhält, wohin er sich zu begeben bedenkt - also: Wenn DelaHaye das gewußt hätte, dann wäre ihm wahrscheinlich was Besseres eingefallen, als in der Unterhaltung mit Perry deinen Namen zu verwenden.“

„Gut“, knurrte Malone. „Logan, DelaHaye und wahrscheinlich dieser Tin Can stecken unter einer Decke.“

Sie wissen, daß Perry in Florida ist, und haben sichergestellt, daß sie ihn jederzeit wiedererkennen. Sie wissen auch, daß ich Perrys Verwandter bin, und - vermutlich - daß er bei mir wohnt. Zählen wir das alles zusammen, und was kommt dabei heraus?“

„Eine ziemlich unangenehme Geschichte“, antwortete Ferguson. „Denk daran, was hier alles vor sich geht. In Moskau und ein paar anderen Orten würden sie leichten Herzens Millionen ausgeben, über unsere Tätigkeit in Einzelheiten zu erfahren.“

Kenneth Malone stand auf.

„MI hält den Finger am Puls des Geschehens?“ fragte er knapp.

„Alle zehn Finger“, bestätigte der Captain.

„Habt ihr irgendwelche Vorschläge für mich?“

„Es wäre vielleicht nicht schlecht, wenn du den Jungen warntest“, sagte Ferguson. „An ihn wird man sich zuerst heranmachen.“

Malone überlegte kurz. Dann schüttelte er entschieden den Kopf.

„Nein. Dem Jungen sagen wir vorerst nichts“, erklärte er. „Ihr habt ein Auge auf ihn, nicht wahr?“

„Worauf du dich verlassen kannst.“

\*

Am Tag vor seinem Geburtstag durfte Perry Rhodan Onkel Ken zum ersten Mal an dessen Arbeitsplatz besuchen. Das war keine einfache Angelegenheit. Colonel Malone arbeitete an Geheimsachen höchster Wichtigkeit. Anfangs hatte er nichts davon wissen wollen, daß Perry sein Büro zu sehen bekam; aber als er sah, wie sehr des Jungen Herz daran hing, begann er, das Notwendige in die Wege zu leiten.

Am 7. Juni 1948 führte ein Spezialistenteam ein nicht näher beschriebenes Experiment durch, dem Malone beiwohnen wollte. Der Test begann am späten Nachmittag und würde, wenn alles planmäßig verlief, bis zum nächsten Morgen andauern. Perry war für 15:30 bestellt. Belinda brachte ihn bis zu der Schranke, an der alle Besucher sich auszuweisen hatten. Perry wurde zweierlei zumute, als er die ernstesten Gesichter der Sicherheitsbeamten sah, die samt und sonders überzeugt zu sein schienen, daß er eine ernsthafte Bedrohung der Sicherheit der Vereinigten Staaten darstelle. Keiner erwiderte das freundliche Lächeln des Jungen. Die Atmosphäre in der Baracke, in der die Besucher zu warten hat-

ten, während ihre Zutrittsberechtigung überprüft wurde, war düster. Hinzu kam, daß von Westen her ein schweres Sommergewitter aufzog.

Aber zum Schluß ging alles gut. Der Umstand, daß man seine Fingerabdrücke aufnahm, verlieh dem Jungen ein gewisses Gefühl der Wichtigkeit. Man heftete ihm eine Plakette ans Hemd und schickte ihn in Begleitung eines Uniformierten in Richtung des Büros, in dem Colonel Malone arbeitete. Onkel Ken nahm ihn in Empfang. Er hielt Perry zunächst einen kurzen Vortrag, der auf allgemeine und höchst oberflächliche Weise beschrieb, woran in der Banana River Naval Air Station gearbeitet wurde und was man droben am Cape Canaveral zu tun beabsichtigte. Er kam Perrys Neigungen entgegen, indem er hauptsächlich über die wissenschaftlichen, weniger über die militärischen Anwendungen kommender Raketengenerationen sprach. Perry fand das alles höchst faszinierend; aber die anschließende Führung fand er ein wenig langweilig. Er bekam fast nur Büros zu sehen. Die Labors und Prüfstände blieben ihm verschlossen.

„Nicht, weil ich dir nicht traue“, erklärte Kenneth Malone, „sondern weil es einfach und grundsätzlich verboten ist, Zivilisten dort hindurchzuführen.“

„Ihr habt was gegen Zivilisten, wie?“ versuchte Perry zu spotten.

Malone blieb ernst.

„Militärs halten sich in der Tat für eine eigene Klasse Mensch“, sagte er. „Nicht besser, nicht schlechter, nur anders. Allerdings glauben sie, über Sicherheit und Verteidigung besser Bescheid zu wissen als der Rest der Bürgerschaft. Ob das so ist oder nicht, sei dahingestellt. Jedenfalls glaubt der, der die Vorschriften macht, genau zu wissen, was er tut.“

Am aufregendsten fand Perry ein großes Raketenmodell in einem der Konferenzräume. Die Oberfläche des Raketenkörpers war in große schwarze und weiße Rechtecke eingeteilt. Das war, sagte Onkel Ken, damit man die Rakete während des Fluges leichter im Auge behalten könne.

„Eine Vau-zwei?“ fragte Perry.

„Richtig“, bestätigte Kenneth Malone. „Das Modell einer Vau-zwei. Das Original wurde von deutschen Ingenieuren während des Krieges entwickelt...“

„Zu Kriegszwecken natürlich“, unterbrach Perry altklug.

„Natürlich“, antwortete Malone ungerührt. „Viele der an der Konstruktion beteiligten Techniker arbeiten heute für uns, darunter Wernher von Braun, vielleicht der bekannteste.“

„Nanu, wollen wir schon wieder gegen jemand Krieg führen?“

„Junge, wenn du nur mal ein paar Minuten aufhören wolltest zu meckern, dann könnte ich dir erklären, daß den Männern, die unmittelbar in der Raketenforschung arbeiten, die friedliche Verwendung ihrer Produkte viel mehr am Herzen liegt als die kriegsgerische.“

„Aber wie sie wirklich verwendet werden, entscheidet jemand anders, nicht wahr?“

„Das kann sein. Frag dich einmal, ob du die Entwicklung des Automobils für schlecht hältst, nur weil es für den Truppentransport verwendet werden kann.“

Ein vorwurfsvoller Blick traf den Colonel aus wachen, grauen Augen.

„Das ist kein faires Argument, Onkel Ken. Autos bringen niemand um.“

„Nein, aber die Soldaten, die in ihnen fahren.“

Perry merkte, daß es dem hochgewachsenen Mann lieber gewesen wäre, wenn er über das Thema nicht weiter zu diskutieren brauchte. Er schwieg deshalb.

„Ganz egal, wie die da oben über die Verwendung der Raketen entscheiden“, sagte Malone mit einer Überzeugung, die aus dem Herzen kam, „sie werden nicht verhindern können, daß sich wenigstens ein Zweig der Raketentechnik den Belangen der zivilen Forschung widmet. Das, woran die Techniker drüben im Redstone Arsenal dieser Tage arbeiten, ist der Vorläufer des Raumschiffs, das den ersten Menschen zum Mond tragen wird.“

*Diese Worte vergaß Perry Rhodan niemals wieder. Sie klangen ihm später noch in den Ohren, als er mühsam in die enge Kanzel der STARDUST kletterte - und noch viel später, als er mit gewaltigen Raumschiffen durch die Weiten des Universums kreuzte.*

*Es wurde dunkel, als er an der Schranke anlangte, vor der Belinda mit dem alten Chevy auf ihn wartete. Onkel Ken hatte sie angerufen, es sei Zeit, ihren Liebling wieder abzuholen. Vom Abendessen wollte Perry nicht viel wissen. Er stocherte so zimperlich in seinem Teller herum, daß Belinda in einen Klagegesang verfiel. Sie bestand darauf, daß er frühzeitig zu Bett ging.*

*„Morgen ist dein Geburtstag, da heißt es früh aus den Federn. Der Colonel und ich wollen dir das Geburtstagslied singen. Am Freitag ist letzter Schultag. Von da an kannst du so spät ins Bett gehen und so lange schlafen, wie es dir behagt.“*

*Perry widersprach nicht. Sonst war ihm Belindas lustiges Gerede lieb. Aber heute wollte er allein sein, um nachdenken zu können. Gehorsam bereitete er sich auf das Zubettgehen vor. Er schaltete das Licht im Gang aus, bevor er die Tür zu seinem Zimmer öffnete.*

*Drinne war es finster. Im Garten brannte nachtsüber eine Laterne, aber ihr Schein drang kaum durch den dicken Vorhang. Der Klimakasten, der in der Wand installiert war, sang sein vertrautes, brummendes Lied. Als er plötzlich ausschaltete, war es unnatürlich still im dunklen Zimmer.*

*Aus der Finsternis kam eine zischelnde Stimme:*

*„Mach die Tür vorsichtig zu und setz dich auf die Bettkante, Junge. Ein bißchen dalli, oder es knallt.“*

## 2.

Die Lage der Galaktischen Flotte war, um es mit einem Wort auszudrücken, katastrophal. Daraus machte selbst die Hamiller-Tube, die sich sonst eines ununterdrückbaren Optimismus befleißigte, keinen Hehl. Während der vergangenen vierzig Stunden hatte der Induzierte Schuldkomplex weitere Hunderttausend von Opfern gefordert. Unter dem Einfluß der verschobenen Wirklichkeit - so nannte es Sato Ambush, der Pararealist - bzw. als Reaktion auf ein ultrahochfrequentes psionisches Strahlungsfeld - so sprachen die konventionellen Wissenschaftler - empfanden menschliche ebenso wie nichtmenschliche Intelligenzen den Zwang, sich an die Übeltaten ihrer Vergangenheit zu erinnern und sie zu wiederholen, womöglich noch übler, als ihre Erinnerung sie darstellte.

Die Raumschiffe der Galaktischen Flotte und des kranischen Verbands hatten sich in fliegende Zuchthäuser verwandelt. Als Diebstahl, Raub, Überfall, Vergewaltigung und Mord überhand zu nehmen begannen, hatte die Flottenleitung, soweit sie ihrer Sinne noch mächtig war, das Kommando über die einzelnen Fahrzeuge der jeweiligen Bordpositronik und den Oberbefehl über die gesamte Flotte der Hamiller-Tube übertragen. An Bord der Raumschiffe waren Gefängnisbereiche eingerichtet worden, in die die Roboter all jene sperrten, die dem Induzierten Schuldkomplex nachgegeben und gesetzeswidrige Handlungen begangen hatten. Zu Anfang, als man noch glaubte, die Plage werde nicht allzu lange anhalten, schien dies ein sinnvolles Vorgehen zu sein. Mittlerweile aber befanden sich 85 Prozent aller Crews hinter Schloß und Riegel. An Bord vieler Schiffe führten die Roboter allein das Regiment, weil die gesamte Besatzung eingesperrt war.

Denen, die noch klar denken konnte, grauste es, wenn sie sich ausmalten, was geschehen würde, wenn in diesem Augenblick ein starkes Kontingent der Armadaschmiede die Galaktische Flotte angriffe. Eine solche Möglichkeit war nicht ausgeschlossen. Es gab Anlaß zu vermuten, daß auch die Silbernen versuchten, Zutritt zum Loolandre zu gewinnen.

Der Loolandre - geheimnisvolles Ziel dieses unglückseligen Unternehmens, Heimat des Armadaprinzen Nachor, vermeintlicher Angelpunkt der Endlosen Armada. Nachor hatte Perry Rhodan dazu überredet, den Kurs der Galaktischen Flotte auf jenen zunächst kaum definierten Punkt im Gefüge der Armada zu richten, an dem sich nach seiner Ansicht der Loolandre befand. Viel wußte der Armadaprinz über seine Heimat nicht. Er erinnerte sich nicht, wie sie beschaffen war, welche Funktion sie im Rahmen der Endlosen Armada versah und ob Fremde dort willkommen sein würden. Nur eines wußte er: Wer die Armada zu lenken beabsichtigte, der mußte zuvor die Kontrolle über den Loolandre erringen. Die Lenkung der Endlosen Armada zu übernehmen - das war eines der Ziele, die der Armadapropheet den Terranern gesteckt hatte.

Obwohl Nachors Angaben vage waren, wurde der Raumsektor Loolandre gefunden. Eines stellte sich alsbald heraus: Willkommen war in der Heimat des Armadaprinzen niemand, nicht einmal der Prinz selbst. Oh, man hätte ihn eingelassen, wenn er sich der sogenannten Vier Weisheiten hätte erinnern können, von denen jede eine der vier Pforten des Loolandre öffnete. Aber Nachors Gedächtnis war leergewischt.

Als Wächter über die Pforten des Loolandre fungierte ein Wesen namens Chmekyr, das in vielfacher Gestalt und in einer anscheinend unbegrenzten Anzahl von identischen Exemplaren existierte. Chmekyr machte man an Bord der Galaktischen Flotte für die Schwierigkeiten verantwortlich, mit denen die Terraner und ihre Verbündeten zu kämpfen hatten: Das Epikur-Syndrom, den Diadem-Kreuzzug und schließlich den Induzierten Schuldkomplex. Jede einzelne dieser Episoden hatte die Flotte an den Rand des Verderbens gebracht. Es war ein grausames Spiel, das im kritischen Augenblick dazu führte, daß Nachors Erinnerung wieder einsetzte und ihm die Weisheit einfiel, die als Kodesatz zur Öffnung der betreffenden Pforte diente.

GIER UND SATTHEIT STEHEN DER EINSICHT IM WEGE. Dieser Satz hatte das Epikur-Syndrom beendet und die erste Pforte geöffnet. Der Einsicht FREIHEIT UND GERECHTIGKEIT - SIE SIND IN TÄGLICHEM BEMÜHEN NEU ZU ERRINGEN hatte sich die zweite Pforte nicht verschließen können.

Aber dann hatte das Bild sich gewandelt. Der Induzierte Schuldkomplex schlug mit voller Wucht zu. Zuerst waren es nur Diebstähle, die Unordnung in den Alltag der Flotte brachten. Die ersten Diebeszüge hatte Chmekyr selbst veranstaltet - auf die ihm eigene, spektakuläre Weise, die Dinge vom Fleck weg verschwinden und an weit entferntem Ort wieder auftauchen ließen. Sein Beispiel hatte Schule gemacht. An Bord der BASIS jagte man einen Dieb, der auf besonders unverfrorene und dabei technisch sachverständige Weise vorging. Inzwischen hatte sich von irgendwo inmitten des Bereichs der Flotte ein Unbekannter namens Lead Can gemeldet, der die Diebe aufforderte, ihm ihre Beute gegen eine nicht näher beschriebene Belohnung zu überantworten. Der BASIS-Dieb hatte sich mit Lead Can in Verbindung gesetzt. Kurz bevor er aus dem Flaggschiff verschwinden konnte, wurde er jedoch gefaßt. Der Dieb entpuppte sich als Arnulf Höchstens, Technischer Spezialist II. Klasse, ein Mensch von unscheinbarem Äußeren, der sich jedoch anderthalb Monate zuvor verdient gemacht hatte, als er dem Armadapropheeten als Medium diente, durch das die drei Weissagungen an ihren eigentlichen Empfänger vermittelt wurden.

Auf frischer Tat ertappt, war Arnulf Höchstens zusammengebrochen und hatte sich sofort bereit erklärt, Perry Rhodan zu dem Drahtzieher im Hintergrund, eben jenem Unbekannten namens Lead Can, zu führen. Die Begegnung mit Lead Can nahm jedoch einen gänzlich anderen Verlauf, als Perry Rhodan es sich vorgestellt hatte. Irgendein Einfluß machte Rhodan im entscheidenden Augenblick handlungsunfähig. Lead Can verwundete den Mann, der ihm das Handwerk legen wollte, lebensgefährlich. Letzten Endes war es nur Arnulf Höchstens' Umsicht zu verdanken, daß auf der Stelle drei Roboter aktiviert

worden waren, die dem Schwerverwundeten erste Hilfe leisteten. Lead Can war spurlos verschwunden. Er konnte auch später nicht mehr ausfindig gemacht werden und war nach Aussage des Pararealisten Sato Ambush das Erzeugnis einer anderen Wirklichkeitsebene. Perry Rhodan wurde zurück zur BASIS gebracht. Er litt an einem schweren Trauma, und etliche Stunden lang herrschte Ungewißheit, ob der Terraner überleben würde. Dem unübertrefflichen medotechnischen Instrumentarium der BASIS und dem selbstlosen Einsatz des Chefarztes Herth ten Var war es zu verdanken, daß Perry Rhodan die Krise gemeistert hatte. Der traumatische Schock war überstanden. Perry Rhodan war auf dem Weg zur völligen Wiederherstellung.

Als der Schock abklang, hatte es einen Augenblick lang so ausgesehen, als wolle der Genesende das Bewußtsein wiedererlangen. Er hatte sich zu bewegen begonnen. Er hatte gesprochen, zögernd, mit langen Pausen. Die Worte, die über die bleichen Lippen kamen, formten einen Satz.

WEISE IST, WER ERKENNT, DASS DIE VERGANGENHEIT DIE ZUKUNFT BESTIMMT.

Hierin lag die Wandlung, die sich seit dem Ende der zweiten Prüfung, seit dem Abschluß des Diadem-Kreuzzugs vollzogen hatte: Diesmal war es nicht Nachor von dem Loolandre gewesen, der sich zu guter Letzt an die dritte Weisheit erinnerte, sondern Perry Rhodan, gleichsam in Stellvertretung des Armadaprinzen. Als Chmekyr quasi noch im selben Augenblick auftauchte und verkündete, daß die dritte Pforte des Loolandre sich geöffnet habe, da sprach er zu Nachor:

„Ein Freund hat dir die Mühe des Erinnerns abgenommen. Ich hoffe, du weißt dir seinen Dienst zu schätzen.“

Perry Rhodan war, nachdem er die entscheidenden Worte gesprochen hatte, in die Ohnmacht zurückgesunken. Es bestehe keine Gefahr mehr, erklärte Herth Ten Var. Was der Patient jetzt brauche, sei Ruhe. Den Rest des Genesungsprozesses könne man der medotechnischen Robotik überlassen.

So hatte der Ara gesprochen und sich von zwei Robotern in eine der scharf bewachten Gefängniszonen abführen lassen, weil er am Ende seiner Kräfte war und dem hypnotischen Bann des Induzierten Schuldkomplexes keinen Widerstand mehr leisten konnte.

In dem kleinen Raum, dessen umfangreiche Bildfläche Einblick in die Krankenstation gewährte, befanden sich nur noch drei, die über das Wohlbefinden des Patienten wachten. Perry Rhodan schwebte im Innern einer sterilen Energieblase - schwerelos, von Mikrorogeräten versorgt. Den drei Beobachtern fiel es nicht auf, weil die Wandlung sich allmählich und mit geringer Geschwindigkeit vollzog; aber das Aussehen des Genesenden hatte sich in den vergangenen acht Stunden wesentlich gebessert. Das Gesicht wirkte nicht mehr eingefallen, die Wangen hatten sich zu färben begonnen, die Lippen wirkten nicht mehr blutleer. Perry Rhodan befand sich eindeutig auf dem Weg zur Besserung.

Der Induzierte Schuldkomplex störte sich nicht an der Immunität, die die Träger der Armadaflamme bisher zu besitzen geglaubt hatten. Sie waren von dem Epikur-Syndrom ebenso verschont geblieben wie von dem Drang, sich unter allen Umständen dem Diadem-Kreuzzug anzuschließen. Aber dem hypnotischen Befehl, sich nach den Schandtaten ihrer Vergangenheit umzugehen, vermochten auch sie keinen Widerstand zu leisten. Lediglich eines blieb ihnen erspart: Sie empfanden nicht die Notwendigkeit, frühere Übeltaten zu wiederholen. Die Mächte, die im Bereich des Loolandre walteten, begnügten sich damit, ihnen den Schmerz der Erinnerung zu bereiten.

Zwei der drei Wesen, die im Beobachtungsraum wachten, waren durch den Besitz der Armadaflamme vor den schlimmsten Auswirkungen des Induzierten Schuldkomplexes geschützt: Nachor, der Armadaprinz, und Jercygehl An, der Führer der Cygriden. Das

dritte Wesen bedurfte des Schutzes nicht. An ihm prallte die parapsionische Wirkung der verschobenen Realität wirkungslos ab, denn es besaß keine Erinnerung.

Gesil hatte sich seit mehr als zwanzig Stunden nicht von ihrem Platz gerührt. Ab und zu ließ sie sich einen kleinen Imbiß bringen. Sie schien keine Müdigkeit zu kennen. Solange niemand sie ansprach, saß sie starr wie eine Statue und blickte auf den Bildschirm.

Es war, wenn man es genau bedachte, eine eigenartige Konstellation. Jen Salik, neben Perry Rhodan der einzige lebende Ritter der Tiefe, und Alaska Saedelaere, dem Mann in der Energieblase durch mehrhundertjährige Freundschaft verbunden, hatten sich längst zurückgezogen. Der Induzierte Schuldkomplex zerwühlte ihre Seele und drängte sie, Taten zu begehen, die sie später, wenn der parapsionische Einfluß erloschen war, nicht würden verantworten können. Sie hatten sich freiwillig in Gewahrsam begeben. So kam es, daß drei Nicht-Terraner über den Genesungsschlaf Perry Rhodans wachten.

\*

„Schieb den Riegel vor“, zischte es aus der Dunkelheit. „Wenn jemand klopft, stellst du dich schlafend oder erfindest sonst einen Vorwand. Niemand kommt herein, solange ich hier bin. Verstanden?“

„J-ja“, würgte der Junge hervor. Das Herz klopfte ihm bis zum Hals.

Es gab ein leises „Klack“, als er den Riegelknopf drehte. Die Nachttischlampe leuchtete auf. Der fremde Eindringling hatte sich vorgesehen. Ein Hemd war um den Lampenschirm drapiert, so daß der Lichtschein nur wenige Fuß weit reichte. Verblüfft musterte Perry den Mann, der auf seinem Bett saß. Er kam ihm bekannt vor; er hatte ihn irgendwo schon einmal gesehen. Ja - jetzt fiel es ihm ein: Er war der Zerlumppte, der ihn in Daytona Beach auf dem Bahnsteig angesprochen hatte! Jetzt allerdings sah er nicht mehr so abgerissen aus. Er trug ordentliche Kleidung und hatte sich rasiert.

Ein gehässiges Grinsen erschien auf dem Gesicht des Eindringlings.

„Erkannt?“ fragte er.

Perry nickte. Der Fremde zog die Hand aus der Tasche. Stahl schimmerte in mattem Dunkelblau. Starr vor Schreck erkannte der Junge einen großkalibrigen Revolver mit gedungenem Lauf.

„Damit du siehst, daß es ernst ist“, sagte der Fremde und ließ die Hand mit der Waffe auf dem Oberschenkel ruhen.

Perry gewann einen Teil seiner Fassung zurück.

„Was... was wollen Sie?“ fragte er stotternd. „Und wie kommen Sie hier herein?“

„Das Haus war lange genug unbewacht, als die fette schwarze Mamma dich abholte“, lautete die höhnische Antwort. „Was ich will? Darüber werden wir uns unterhalten. Ich bin Gene, merk dir das. Du wirst dich an den Namen vielleicht erinnern müssen.“

Er machte eine herrische Handbewegung in Richtung eines Stuhls, der dem Bett gegenüberstand. Perry setzte sich.

„Heute Abend führen wir, was man ein vorbereitendes Gespräch nennt“, begann Gene. „Ich arbeite mit einer Gruppe anderer zusammen. Für uns geht es um äußerst wichtige Dinge - so wichtig, daß wir uns niemand in die Quere kommen lassen. Du erzählst auch keinem einzigen Menschen davon, daß ich hier war oder daß wir uns unterhalten haben, oder es hat Perry Rhodan die längste Zeit gegeben. Mache ich mich klar?“

„Ganz klar“, antwortete der Junge und beäugte mit Unbehagen den matt schimmernden Revolver.

„Du könntest auf die Idee kommen, deinem Onkel von dieser Begegnung zu berichten, und ihn darum bitten, alles ganz heimlich zu halten“, fuhr Gene fort. „Aber wir beobachten

dich, Junge. Wenn wir merken, daß jemand hinter uns herschnüffelt - weißt du, was dann geschieht?“

„Nein“, antwortete Perry wahrheitsgemäß.

„Dann schnappen wir uns deine dicke Negermammy und machen uns mit ihr ein paar Spaßchen. Du kannst ja dann mal nach Merritt Island hinaufkommen - weißt du, wo der Dschungel am dicksten ist. Vielleicht hast du Glück und kannst sie jammern hören.“

Perry bekam eine Gänsehaut. Es war ihm noch nie im Leben ein Mensch so zuwider gewesen wie dieser.

„Wozu das alles?“ fragte er.

„Wir brauchen Informationen“, antwortete Gene. „Du wirst sie uns beschaffen - behutsam und vorsichtig, damit niemand etwas merkt.“

„Warum sollte ich das tun?“

„Weil wir sonst - wie schon gesagt - Belinda schnappen. Das ist der eine Grund. Der andere ist, daß aus dir sowieso nichts wird. Du hast soviel Dreck am Stecken, daß du gar nichts Gescheiteres tun könntest, als mit uns gemeinsame Sache zu machen. Freiwillig, meine ich.“

Man sah Gene an, daß er gespannt war, wie diese Worte wirken würden.

„Wo habe ich...“ begann Perry hastig. „Ich meine, ich habe nichts verbochen!“

„Oha! Vergißt du den Sternenglobus? Und das Schmierestehen beim Überfall?“

„Das war nichts!“ explodierte Perry und dämpfte sofort die Stimme, als Gene den Lauf des Revolvers anhub. „Tin Can hat den Globus geklaut, das weiß in Manchester jeder. Und ich habe nicht Schmiere gestanden. Das gibt Ihnen die Polizei schriftlich, falls Sie Wert darauf legen.“

„Immer nur mit der Ruhe, Junge“, grinste Gene. „Ich weiß, daß du den Verdacht zum Teil von dir abwälzen konntest. Aber ganz sicher, daß du dir nichts hast zuschulden kommen lassen, ist auch die Polizei in Manchester nicht. Ich weiß das; unsere Gruppe hat Beziehungen dorthin.“

„Durch Tin Can“, sagte Perry trotzig.

„Zum Beispiel durch den“, nickte Gene. „Aber darauf wollte ich eigentlich gar nicht hinaus.“

„Sondern?“

Die zunehmende Sicherheit des Jungen ging Gene sichtlich auf die Nerven. Er ballte die Faust. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer gehässigen Grimasse.

„Gib mir hier kein ‚sondern‘! Hör lieber zu, was ich dir zu sagen habe. Mir haben sie deinetwegen schon hart genug den Kopf gewaschen. Hätte nichts von Colonel Malone erwähnen dürfen, als ich in Daytona Beach mit dir sprach, haben sie gesagt. Hätte um ein Haar den ganzen Plan über den Haufen geworfen, behaupten sie. Seit Wochen liegen sie auf der Lauer, um zu erfahren, ob ich durch meine Dummheit etwas verbockt habe! Zum Lachen ist das! Als ob sie gescheiter wären!“

Perry sah seine Chance.

„Wer sind sie?“ fragte er ruhig.

Gene winkte ab.

„Sie, das sind Logan und...“

Seine Augen weiteten sich. Er sprang auf. Ganz deutlich sah Perry den Kreis der Revolvermündung, eine knappe Armlänge entfernt.

„Hör auf, mich auszuhorchen, du kleine Kröte!“ zischte er wütend. „Es macht mir nichts aus, dich auf der Stelle abzuknallen. Du bist der letzte, von dem ich mir den Rang ablaufen ließe. Ich hab', weiß Gott, genug auf dem Kerbholz; aber wenigstens bin ich kein Mörder!“

Perry fror plötzlich. Es war ihm so eisig kalt, als sei die Temperatur im Zimmer ruckartig um dreißig Grad gefallen. Genes letztes Wort hallte ihm in den Ohren. Mörder... Mörder ... Mörder... Es wurde ihm schwindlig. Um ein Haar wäre er vom Stuhl gefallen. Im letzten Augenblick fing er sich und gewann das Gleichgewicht wieder.

„Wer ist ein Mörder?“ fragte er mit schwerer Zunge.

„Ha, das hat dich aufgeschreckt, wie?“ Mit seinem Erfolg zufrieden, setzte Gene sich wieder auf das Bett. „Du bist der Mörder, wer sonst? Du hast deine Schwester umgebracht, nicht wahr? Tu bloß nicht so, als wüßtest du das nicht mehr!“

Perry klammerte sich an die Sitzfläche des Stuhls. Sein Gesicht war weiß wie ein Laken. Eine Zeitlang war er unfähig zu sprechen. Die matt erleuchtete Szene, die Lampe, das Bett, Gene - das alles schien weit entfernt, und ersah es wie durch ein langes, enges Rohr. Das einzige Geräusch, das er hörte, war das Pochen seines eigenen Herzens.

„Das ist nicht wahr!“

Er sagte es flüsternd.

„So, das ist nicht wahr?“ regte Gene sich auf, wandte sich halb zur Seite und fuhr mit der freien Hand in die Gesäßtasche. Er brachte ein zusammengefaltetes Papier zum Vorschein, ein Stück Zeitung. „Hab' mir gedacht, daß du es abstreiten würdest. Deswegen hab' ich das hier mitgebracht.“

Mit klammer Hand nahm Perry das Papier entgegen und entfaltete es. Es war die obere Hälfte der ersten Seite einer Zeitung. Vertraute Lettern starteten dem Jungen entgegen: Manchester Evening Herald. Das Datum war der 18. Mai 1941. Eine kalte Hand griff Perry nach dem Herzen, als er die Schlagzeile las: FÜNFJÄHRIGER VERURSACHT DEN TOD SEINER SCHWESTER.

Die Buchstaben verschwammen ihm vor den Augen, aber soviel wurde ihm klar: Der fünfjährige Perry Rhodan war in das Auto geklettert, das seine Mutter auf dem Fahrweg vor der Garage abgestellt hatte. Der Fahrweg besaß eine nicht unbedeutende Neigung, und als der Junge die Handbremse löste, begann das Auto zu rollen. Dort, wo der Fahrweg in die Straße mündete, spielte die dreieinhalbjährige Deborah Rhodan. Der Wagen rollte über sie hinweg und kam erst im Gebüsch auf der anderen Seite der Straße zum Halten. Die kleine Deborah starb zwei Stunden später im örtlichen Krankenhaus.

Der Junge empfand eine entsetzliche Leere. Der Schock war so intensiv, daß seine Wirkung nicht nur die Seele, sondern auch den Körper erfaßte. Perry wurde übel. Fast hätte er sich übergeben.

Das also war des Rätsels Lösung! Deswegen war zu Hause über Deborah nie gesprochen worden. Man wollte ihm nicht weh tun. Als er damals, vor sieben Jahren, gewahr wurde, was er angerichtet hatte, mußte in seinem Bewußtsein eine Art Sicherung durchgebrannt sein. Er erinnerte sich nicht mehr an den Vorgang. Vater und Mutter empfanden die Gedächtnislücke wahrscheinlich als Segen und hüteten sich, durch unbedachtes Gerede wieder zum Vorschein zu bringen, was ein gnädiges Schicksal in der Tiefe des Unterbewußtseins vergraben hatte. Jetzt verstand er alles! Er selbst war es gewesen, der Deborah umgebracht hatte. Man mochte argumentieren, daß er es nicht mit Absicht getan hatte, daß Debbie's Tod das Resultat eines Unfalls sei - es machte keinen Unterschied: Das Blut der Schwester klebte an seinen Fingern.

Gene beugte sich nach vorne und nahm ihm das Stück Zeitung aus der Hand. Er faltete es sorgfältig zusammen und schob es wieder in die Tasche.

„So, jetzt weißt du's“, brummte er befriedigt. „Über uns mag man sagen, was man will. Wir haben ein paar Dinge gedreht, mit denen das Gesetz nicht einverstanden ist. Aber umgebracht haben wir noch niemand. Daran solltest du dich erinnern, wenn dich wieder mal der Hochmut packt.“



Er stand auf und ging zum Fenster. Langsam und vorsichtig, so daß kein Geräusch entstand, schob er die untere Hälfte des Fensterrahmens nach oben.

„Dir ist jetzt klar, woran wir miteinander sind“, sagte er. „Ein Mucks von dir, und die fette Mammy wird abgeholt. Wir setzen uns wieder mit dir in Verbindung - an einem Ort und zu einer Zeit, wenn du am wenigsten mit uns rechnest. Uns interessiert in der Hauptsache, was Colonel Malone tut, wann er arbeitet, wohin er geht oder fährt, mit wem er Kontakt hat und so weiter. Halt die Augen und Ohren offen, Junge. Wenn wir dich das nächste Mal ansprechen, wollen wir eine Menge Informationen haben. Klar?“

Perry nickte. Zum Sprechen hatte er keine Kraft mehr. Gene kletterte durch das offene Fenster. Der Junge hörte das leise Scharren, als er den Fensterrahmen wieder nach unten drückte.

Dann war Stille.

\*

In dieser Nacht träumte Perry von dem Wesen, das in der großen Kuppelhalle zu ihm gesprochen hatte. Aber diesmal befand er sich nicht in der Kuppel, sondern er schwebte mitten im All, von Tausenden von Sternen umgeben.

„Widerstehe den Verführern“, sagte die Stimme des Unsichtbaren. „Sie locken dich mit Falschheit.“

Die Verzweiflung, die der sieben Jahre alte Zeitungsartikel ausgelöst hatte, war Perry in den Traum gefolgt.

„Was macht es für einen Unterschied?“ antwortete er niedergeschlagen. „Ich bin ein Verdammter. Ich habe einen Menschen getötet.“

„Bist du sicher?“

„Ja.“

„Sei nicht voreilig, Junge“, warnte die Stimme. „Verschaffe dir Gewißheit.“

„Es hat keinen Zweck...“ stöhnte Perry.

Der Unbekannte meldete sich nicht mehr.

Am nächsten Morgen hätte er gern den Kranken gespielt, um nur in seinem Zimmer bleiben zu können und niemand ins Gesicht sehen zu müssen. Aber Belinda kannte kein Erbarmen. Sie donnerte gegen die Tür und rief:

„Wer wird schon seinen eigenen Geburtstag verschlafen? Raus aus den Federn, mein Honigjunge, bevor der Kuchen kalt wird!“

Perry machte oberflächlich Toilette. Der Frühstückstisch war nicht, wie üblich, in der Küche, sondern im Esszimmer gerichtet. In der Mitte prangte eine zehn Zentimeter hohe Torte mit zwölf brennenden Kerzen darauf und einer Aufschrift aus hellblauem Zuckerguß: HAPPY BIRTHDAY, PERRY. Belinda und Onkel Ken standen zu beiden Seiten des Tisches. Als Perry eintrat, begannen sie zu singen:

„Happy birthday to you, happy birthday to you...“

Nach Beendigung des Liedes klatschten sie begeistert, als hätten sie schöneren Gesang noch nie gehört. Kenneth Malone umarmte den Jungen, wünschte ihm noch einhundert weitere Geburtstage und sagte, während er ihm die Hand schüttelte, voller Ernst:

„Wir wollen hoffen, daß dein Besuch in Florida sich richtungweisend auf deine Laufbahn auswirkt. An diesem Geburtstag wünsche ich dir, daß du ein tüchtiger Pilot und, wer mag's wissen, womöglich sogar ein Astronaut wirst. Wo ich dir helfen kann, soll's gerne geschehen.“

„Danke, Onkel Ken“, sagte Perry und gab sich Mühe, einen glücklichen und dankbaren Eindruck zu machen.

Dann kam Belinda an die Reihe. Sie schmatzte den Jungen ab, daß es eine Pracht war. Er ließ die Liebkosungen stoisch über sich ergehen, wodurch Belinda sich zu der tadelnden Äußerung veranlaßt fühlte:

„An Temperament könntest du ruhig noch ein wenig zunehmen.“

Während sie mit dem Kuchen beschäftigt waren, läutete das Telephon.

„Ich wette, das ist für dich“, sagte Onkel Ken.

Perry ging zum Apparat. Er hatte einen Anruf der Eltern erwartet; aber die Stimme, die ihm entgegenschallte, war hell und sprach mit einem breiten, die Schlußsilben verschluckenden Akzent.

„Hallo, ist dort bei Malone?“

„Leroy!“ rief Perry erfreut. „Mensch, rufst du aus Manchester an?“

„Na klar. Muß mich beeilen. Vater sagt, das ist verdammt teuer.“

„Du erinnerst dich an meinen Geburtstag?“ fragte Perry ungläubig.

„Was, Geburtstag? Heute ist dein Geburtstag? Das wußte ich nicht. Also: Herzliche Glückwünsche, alles Gute und so'n Zeug.“

Perry war ernst geworden.

„Danke, Leroy“, sagte er. „Warum rufst du an?“

„Sie ha'm Tin Can vor einer Woche entlassen. Am selben Tag ist seine Mutter gestorben.“ Leroy sprach hastig. Er nahm sich die Mahnung seines Vaters zu Herzen. „Seit vor drei Tagen ist Tin Can spurlos verschwunden. Ich hatte zuerst Angst, er würde sich an mir rächen wollen.“

Aber er beachtete mich überhaupt nicht, und jetzt ist er weg. Da kann ich leichter atmen.“

„Gut für dich“, sagte Perry.

„Ja - und das wollte ich noch sagen: Ich hab' mich umgehört. Niemand weiß was Genaues; aber ein paar Leute haben läuten hören, daß Tin Can nach Florida gereist ist. Jemand hat ihn mit'm Auto mitgenommen. Sollte mich wundern, wenn das nicht ein schwarzer Buick Eight war. Ich meine: Du in Florida, Tin Can in Florida - da nimmst du dich besser in acht.“

„Danke, Leroy“, sagte Perry zum zweiten Mal. „Ist wirklich große Klasse von dir, daß du dir so viel Sorgen um mich machst.“

„Na klar, wofür sind Freunde da? Jetzt mach' ich Schluß, sonst versohlt mir Pa das Fell.“

Es klickte. Leroy hatte aufgelegt. Nachdenklich kehrte Perry zum Tisch zurück.

„Wie geht's in Manchester?“ erkundigte sich Onkel Ken, auf beiden Backen kauend.

„Wie immer“, antwortete Perry ausweichend. „Es gibt nichts Neues. Das war Leroy Washington, ein Schulkamerad.“

„Aha - der, der mit seinem Vater diesen Tin Can festgenommen hat, nicht wahr?“

„Ja“, bekannte Perry.

„Was wollte er?“

In diesem Augenblick traf Perry seinen Entschluß. Er würde sich nach dem richten, was Gene ihm aufgetragen hatte: Kein Wort über die ganze Sache, zu niemand! Es ließ sich an den Fingern einer Hand abzählen, daß Tin Can mit seinen früheren Kumpanen Verbindung aufgenommen hatte und daß er Bestandteil desselben Komplotts war, zu dem auch Gene zählte. Perry war bereit, sein Schicksal zu tragen. Was hätte er auch anderes tun sollen? Ihm gab niemand mehr eine Chance. Er war ein Mörder.

„Er macht sich Sorgen, daß ich zuviel Sonne abkriege“, beantwortete er die Frage des Onkels und lachte ein wenig dazu.

Eine steile Falte entstand auf Kenneth Malones Stirn.

„Und deswegen ruft er über elfhundert Meilen hinweg an?“ fragte er ungläubig.

\*

„DelaHaye ist in der Gegend“, sagte Bob Ferguson.

„So. Und?“ knurrte Kenneth Malone.

„Hör zu, wenn du schlechte Laune hast, komme ich vielleicht ein andermal wieder.“

Malone fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als müsse er einen quälenden Gedanken fortwischen. Ein mattes Grinsen huschte über sein Gesicht.

„Hier geblieben!“ sagte er. „Tut mir leid. Ich bin heute nicht sehr freundlich. Du hast De-laHaye gefunden? Gute Arbeit! Mit wem steckt er zusammen?“

„Das wissen wir noch nicht. Er hütet sich, mit seinen Kumpanen zusammenzutreffen. Ich sage dir, wir haben es mit Profis zu tun.“

„Was, er führt nicht einmal Telephongespräche?“ fragte Malone erstaunt.

„Er hat sich in einem billigen Motel einquartiert, Sea Grape, am Ostende des Fahrdamms. Natürlich führt er Telephongespräche, und da jedes Gespräch durch die Vermittlung des Motels geht, fiel es uns ziemlich leicht, die Nummern zu ermitteln, die er anruft.“

„Und?“

„Sämtliche öffentliche Fernsprecher. Bis jetzt hat er noch kein einziges Gespräch mit einem privat installierten Anschluß geführt. Er telephonierte im ganzen County herum, von Titusville bis hinab nach Melbourne. Zwei Anrufe gingen nach Vero Beach, einer nach Orlando. Auch die Anrufzeiten bringen uns nicht weiter. Er telephonierte nicht etwa jeden Morgen um zehn und jeden Nachmittag um drei, sondern zu allen möglichen krummen Zeiten. Wahrscheinlich wird bei jedem Gespräch der Modus des nächsten Anrufs verabredet.“

Kenneth Malone ließ die Hand schwer auf den Tisch fallen.

„Und wir haben immer noch keinen ausreichenden Grund, ihm ein kleines Abhörgerät ans Telefon zu kleben“, brummte er.

„Bis jetzt noch nicht, Ken“, seufzte Ferguson. „Glaub mir, ich täte nichts lieber. Aber wenn wir anfangen, Zivilisten auf einen vagen Verdacht hin abzuhorchen, dann kämen wir in Teufels Küche.“

„Ja, ich weiß“, sagte Kenneth Malone. Es klang niedergeschlagen.

„Den Jungen haben sie bis jetzt noch nicht angesprochen?“ wollte Ferguson wissen.

„Ich fürchte doch“, antwortete Malone.

Ferguson stellte keine weitere Frage. Er wußte, daß der Colonel beizeiten von selbst mit einer Erklärung herausrücken würde. Er hatte sich nicht getäuscht. Eine Minute verstrich; dann begann Malone:

„Heute ist sein Geburtstag. Wir haben gesungen, Kerzen ausgeblasen und Kuchen gegessen. Perry saß dabei und machte ein Gesicht, als wäre ihm sein Lieblingssperd verreckt. Er bekam einen Anruf aus Manchester. Ein Schulkamerad, ausgerechnet derselbe, mit dem er in die Globus-Affäre verwickelt war. Rief an, weil er sich sorgte, daß Perry zu viel Sonne, abbekäme.“

„Oh, und daß ihn die Zecken nicht beißen?“

„Genau meine Reaktion. Perry sagt nicht die Wahrheit. Der Anruf bezog sich wahrscheinlich auf den Herumtreiber, Tin Can, erinnerst du dich? Warum gibt er das nicht zu? Doch nur, weil er von den Gaunern angesprochen und gewarnt wurde. Ich kann mir das genau vorstellen. „Du sagst auch nur ein Wort, und wir schneiden dir die Kehle durch.““

Bob Ferguson räusperte sich.

„Und warum, glaubst du, fällt er auf die Drohung herein?“

Kenneth Malone hob die Schultern.

„Ich weiß es nicht.“

„Ken“, sagte der Captain mit einem Unterton, der darauf hinwies, daß es um etwas überaus Wichtiges ging: „Wenn sie sich an den Jungen heranmachen, dann heißt das, sie wollen etwas von dir. Was können sie von dir wollen? Militärische Geheimnisse. Daß der Junge sich dir nicht anvertraut, ist nach meiner Ansicht ein schlechtes Zeichen. Könnte es sein, daß sie ihm ein lukratives Angebot gemacht haben...“

Die Heftigkeit, mit der Malone aufsprang, war derart, daß sein Schreibtischsessel zwei Meter weit über den Boden schlitterte und mit lautem Knall gegen die Wand prallte.

„Bob“, sagte er mit rauer Stimme, „ich weiß, daß ihr Geheimdienstleute darauf trainiert seid, jede Situation leidenschaftslos und objektiv anzugehen. Das mag in neunundneunzig Prozent aller Fälle richtig sein. Aber hier geht es um einen Jungen, der vom selben Blut ist wie ich. Er würde sich lieber den Arm abhacken als zum Verräter werden. Wenn dir unsere Freundschaft etwas wert ist, dann laß dir was anderes einfallen!“

„Was?“ fragte Bob Ferguson ungerührt.

„Sie haben ihn irgendwie am Wickel“, schnaubte Malone. „Auf irgendeine Weise haben sie ihm eingeredet, daß ihm keine andere Wahl bleibt, als ihnen behilflich zu sein. Da liegt der Hase im Pfeffer. Wenn ich wüßte, welchen Trick sie angewendet haben, dann...“

Er ballte die Faust und führte einen wuchtigen Schlag gegen einen imaginären Gegner.

„Okay“, sagte Ferguson. „Ich hör' mich um. Wenn ich was erfahre, melde ich mich.“

Kenneth Malone hatte sich abgewandt. Er sprach kein Wort, als Ferguson hinausging und die Tür behutsam hinter sich schloß.

\*

Als der Schulbus Perry an der Straßenecke ablud, kam Belinda gerade vom Einkaufen nach Hause. Der Junge hatte den ganzen Schultag lang Zeit gehabt, über seine Lage nachzudenken. Seine Geistesabwesenheit war den Lehrern aufgefallen und mehr als einen zu der Bemerkung veranlaßt: „Für dich wird's auch Zeit, daß die Ferien anfangen.“ Perry erkannte klar, daß alle Pläne, die er zur Abwehr des Komplotts entwickeln mochte, bei Belinda anzusetzen hatten. Ihr drohte die größte Gefahr. Gene hatte keinen Hehl daraus gemacht, daß Belinda es zu büßen haben würde, wenn auch nur die Spur eines Verdachts entstand, daß er das Spiel der Gauner nicht mitspielte.

Er half der Haushälterin beim Auspacken und Verstauen des Einkaufs. Allein das erregte Belindas Verwunderung; denn der Junge hatte sich bisher von allen Verrichtungen, die er als „weiblich“ betrachtete - Einkaufen, Kochen, Geschirrspülen, Wäschewaschen - zu distanzieren verstanden. Ihr Instinkt schlug Alarm. Da war etwas nicht so, wie es hätte sein sollen!

„Belinda, hast du Verwandte, Familie?“ begann Perry so unverfänglich wie möglich.

Belinda verstaute ein Paket Rindfleisch im Kühlschrank.

„Ja, warum?“

„Ich habe dich nie darüber sprechen hören“, sagte der Junge und tat so, als dächte er darüber nach, wo das Bündel Papierservietten wohl hingehörte.

„Gibt's nicht viel zu erzählen“, murmelte Belinda hinter der offenen Kühlschranktür hervor. „Vater und Mutter wohnen in Clewiston. Meine fünf Brüder arbeiten in den Zuckerrohrfeldern.“

„Clewiston, wo ist das?“ wollte Perry wissen.

„Drunten am Süden von Lake Okeechobee“, antwortete Belinda. „'n paar Meilen von Belle Glade.“

„Gehst du sie oft besuchen?“ fragte Perry. „Deine Eltern und Brüder, meine ich.“

„Einmal im Jahr fahre ich hinunter“, sagte Belinda und wandte sich dem nächsten Paket zu.

„Wann?“

„Gewöhnlich um Ende November herum, zu Thanksgiving.“

„Warum nicht öfter. Das ist doch nicht so weit von hier, oder?“

Sie sah ihn aufmerksam an.

„Junge, ich arbeite hier“, antwortete sie. „Der Colonel ist mein Arbeitgeber, und er und ich haben ein Abkommen darüber, wie viel Urlaub mir pro Jahr zusteht. Ich kann mich nicht einfach ins Auto setzen und losfahren - zumal das Auto mir gar nicht gehört.“

Perry war jetzt voll in Fahrt.

„Wenn ich Onkel Ken um einen Sonderurlaub für dich bitte?“ Seine Augen leuchteten. Er sah den Erfolg unmittelbar vor sich. „Würdest du dann fahren?“

„Wann?“

„Morgen. Vielleicht heute Abend noch, wenn er frühzeitig nach Hause kommt.“

Belinda marschierte um die Küchentheke herum. Sie deutete auf einen Stuhl. Perry setzte sich gehorsam. Belinda beugte sich zu ihm nieder und legte ihm einen Arm um die Schulter.

„Warst du schon mal in Clewiston?“ fragte sie.

„Nein, noch nie“, beteuerte Perry.

„Du weißt nicht, wie es dort aussieht. Dort wohnen lauter arme Nigger, in hölzernen Häusern, die auf Stelzen stehen. Wenn es nachts still wird, hörst du unter dem Haus das Viehzeug herumkriechen: Raccoons, Landkrebse, Schlangen - manchmal sogar einen Alligator. Und natürlich jede Menge von Schaben, Asseln, und die werden da unten so groß, daß du von einer einzigen satt würdest, wenn du sie zum Frühstück essen könntest. Meine Eltern und meine Brüder wohnen in genau so einem Haus. Meinst du wirklich, es zöge mich dorthin? Oh, ich halte mich streng an das fünfte Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren. Aber ich ehre sie lieber aus der Ferne, verstehst du? Ich schicke ihnen Geld und Geschenke, so gut ich kann. Aber was das Wohnen anbelangt, so bin ich lieber hier, in des Colonels Haus, ohne Viehzeug unter dem hölzernen Boden, mit einem Klimaaagregat in fast jedem Raum. Klar?“

„Klar“, gab Perry niedergeschlagen zu.

„Und jetzt sag mir, was das alles soll“, forderte Belinda ihn auf.

„Was was soll?“ fragte er erschreckt.

„Du bist offenbar darauf aus, mich loszuwerden. Warum?“

„Ah, das bildest du dir nur ein.“ Perry lachte verlegen. „Ich wollte nur mehr über deine Familie wissen, das ist alles.“

Er entwand sich ihrer Umarmung und ging in sein Zimmer. Nachdenklich blickte Belinda hinter ihm drein.

„Da stimmt doch was nicht!“ murmelte sie.

3.

Einer war noch da, der sich dem Zugriff des Induzierten Schuldkomplexes zu entziehen vermochte, obwohl er weder eine Armadaflamme trug noch an einem mangelhaften Gedächtnis litt: Sato Ambush, der Pararealist. Wie ein Gespenst bewegte sich das kleine, schwächliche Männchen mit dem übergroßen Schädel und den asiatischen Gesichtszügen durch die ausgestorbenen Hallen und Gänge des Flaggschiffs, und von Zeit zu Zeit tauchte es im Beobachtungsraum auf, um sich über den Fortschritt des Genesungsprozesses zu informieren.

Sato Ambush und der von ihm entwickelte Wissenschaftszweig, die Pararealistik, waren lange Zeit belächelt, von humorlosen Fachleuten sogar in Grund und Boden verdammt worden. Es mochte sein, daß der Mensch, der unter normalen Umständen vor sich hin

lebte, kaum Verwendung für die mitunter obskur anmutenden Theoreme der Pararealistik hatte. Aber hier, im Bereich des Loolandre, war das, was man normale Umstände nannte, so weit entfernt wie der Schnee vom Blätterdach tropischer Wälder. Sato Ambush war der erste gewesen, der anhand seiner Theorie erkannt hatte, was hier gespielt wurde. Die Pararealistik erklärte nicht nur, wie das psionische Feld im Bereich des Loolandre auf die Bewußtseinsintelligenzbegabter Wesen wirkte - das konnte die konventionelle Wissenschaft auch -, sie machte darüber hinaus verständlich, warum auch anorganisches Gerät wie Roboter, Orter und Taster dem verwirrenden Einfluß erlagen und Dinge wahrnahm, die auf der dem Menschen vertrauten Wirklichkeitsebene gar nicht existierten.

Sato Ambushs Ruf war seitdem unantastbar. Daran änderte auch der Umstand nichts, daß außer ihm niemand etwas von Pararealistik verstand, mit Ausnahme vielleicht der Hamiller-Tube, die die ihr von Ambush überlassenen Unterlagen aufmerksam studiert hatte. Es gab viele, die seit den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit ernsthaft willens waren, sich mit der neuen wissenschaftlichen Disziplin zu beschäftigen. Aber Chmekyr und die unheimlichen Vorgänge im Vorfeld des Loolandre hielten sie so beschäftigt, daß ihnen keine Gelegenheit blieb, ihrem akademischen Ehrgeiz zu frönen.

Gesil sah auf, als Sato Ambush vorsichtig die Tür öffnete und auf der Schwelle stehen blieb.

„Komm herein“, forderte sie den schwächlichen Terraner mit sanfter Stimme auf. „Du störst niemand.“

Sato warf einen kurzen, forschenden Blick auf die große Bildfläche, dann folgte er der Aufforderung und schloß die Tür hinter sich. Nachor, der Armadaprinz, war in einen Zustand der Starre versunken und hatte sich seit über zwei Stunden nicht mehr bewegt. Gesil nahm an, das sei eine Ruheposition. Sie hatte nicht versucht, den Einäugigen anzusprechen. Jercygehl Ans derzeitige Verfassung war leichter zu deuten. Der massige Cygride war in seinem Sessel in sich zusammengerutscht. Aus seinem Trompetenkinn kamen rhythmische, schnaufende Laute. Jercygehl An schloß den Schlaf des Gerechten.

„Er wird bald wieder bei uns sein“, sagte der Pararealist mit unterdrückter Stimme. „Nur ein kleines Hindernis hat er noch zu überwinden, dann kommt er zu sich.“

„Du weißt das alles?“ fragte Gesil erstaunt.

„Es ist berechenbar“, antwortete Sato Ambush bescheiden.

„Die Zukunft ist berechenbar?“

„O nein, nicht die Zukunft schlechthin. Wohl aber Perry Rhodans Genesung. Es gibt da kausale Zusammenhänge - parakausale, möchte man eher sagen, denn sie beziehen sich auf mehr als eine Wirklichkeitsebene. Perry Rhodans Verwundung war eine Station innerhalb eines sorgfältig geplanten Ablaufs.“

„Dann stand von vornherein fest, daß er nicht sterben würde?“

Sato Ambush bedachte Gesil mit einem merkwürdigen Blick.

„Das steht noch nicht einmal jetzt fest“, antwortete er im Tonfall eines Lehrers, dem es schwerfällt zu begreifen, wie sein Schüler so begriffsstutzig sein konnte. „Der Ablauf läßt vielerlei Möglichkeiten zu, darunter ein Ableben Perry Rhodans. Aber dazu wird es nicht kommen.“

„Nein?“

„Bestimmt nicht.“ Sato Ambush schüttelte den Kopf. „Er ist auf dem richtigen Weg. Es gibt, wie gesagt, nur noch eine Klippe. Ich werde ihm helfen, ihr aus dem Weg zu gehen.“

„Wie willst du das anfangen?“

Der Pararealist antwortete nicht. Als Gesil sich nach ihm umsah, sah sie, daß er auf dem Boden kauerte und die Augen geschlossen hatte. Er hockte mit untergeschlagenen Beinen in einer Position, die in einer alten terranischen Lokalsprache „seiza“ genannt wurde.

Er machte einen entspannten Eindruck. Die Hände ruhten auf den Oberschenkeln. Seine Atemzüge waren tief und ruhig.

Gesil rutschte tiefer in ihren Sessel. Sato Ambushs Worte hatten sie beruhigt. Es bestand keine nennenswerte Gefahr mehr für den Mann mit den grauen Augen, den sie liebte. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann Perry Rhodan wieder zu sich kommen würde. Es war ihr nach Gesellschaft zumute. Sie sah sich um und erblickte den zur Salzsäule erstarrten Nachor, den schnaufenden Cygriden und schließlich den meditierenden Sato Ambush. Sie erinnerte sich eines Märchens, das sie sich vor nicht allzu langer Zeit von einem Computer hatte erzählen lassen.

„Dornröschen“, murmelte sie. „Das sollte doch eigentlich ich sein.“

\*

*Der Junge befürchtete zunächst, daß Belinda Onkel Ken von ihrer eigenartigen Unterhaltung berichten würde. Aber als das Abendessen verging, ohne daß der Onkel eine entsprechende Bemerkung machte, war er bereit zu glauben, daß alles noch einmal gutgegangen sei. Die Lage war verfahrenener, als er bisher hatte glauben wollen. Er war der Ansicht gewesen, mit Belinda werde er leichtes Spiel haben. Aber Belinda hatte ihn durchschaut.*

*Während der letzten drei Schultage war der Unterricht nur noch halbtägig. Das brachte ein wenig Abwechslung in den Alltag der Schulbusfahrer, die plötzlich nicht mehr wußten, wann sie vorzufahren hatten, um die Schüler aufzunehmen. Am Mittwoch war der Unterricht um 11:30 Uhr zu Ende. Die Schüler strömten aus dem Gebäude, aber von den Bussen, die sie abholen und nach Hause bringen sollten, war kein einziger in Sicht. Zehn Minuten später erschien ein Lehrer und erklärte, die Fahrzeuge hätten sich verspätet; sie würden in etwa einer halben Stunde eintreffen.*

*Perry hatte wenig Interesse, von einem der Klassenkameraden in ein Gespräch verwickelt zu werden. Er wollte allein sein; er brauchte Zeit zum Nachdenken. Langsam entfernte er sich von der lärmenden Meute der Schulkinder und gelangte um zwei Ecken des Schulgebäudes herum an den Rand des Sportplatzes.*

*Das Gatter war verschlossen. Bis zum September, wenn das neue Schuljahr begann, würde der Platz nicht mehr gebraucht werden. Perry lehnte sich an den Zaun. Am gegenüberliegenden Rand des Platzes tauchte eine Gestalt auf. Perry schenkte ihr zunächst keine Beachtung; aber je näher sie kam, desto bekannter kam sie ihm vor. Seine Neugierde war geweckt. Die schmalen Schultern, die halbwegs bis zu den Ellenbogen in den Taschen vergrabenen Hände, den schlaksigen Gang - das kannte er doch?*

*„Tin Can!“ entfuhr es ihm.*

*Er hätte seinen ehemaligen Schulkameraden - den Taugenichts, der mit achtzehn Jahren noch in der achten Klasse saß - schon viel früher erkannt. Aber Vince Tortino trug sich nicht mehr, wie er es früher getan hatte, nach der Art Huckleberry Finns oder der Vogelscheuche aus „The Wizard of Oz“. Er hatte sich ein respektables Äußeres zugelegt. Er trug eine helle Leinenhose und ein bunt gemustertes Sporthemd. Das Haar war gekämmt und gescheitelt. Sogar den Bartflaum hatte Tin Can abrasiert. An seinem Gesicht allerdings hatte er wenig ändern können: Mit den Blatternarben, der rötlichen Knollennase und den kleinen, wieselflinken Augen war er noch genauso häßlich wie eh und je.*

*„Überrascht?“ fragte er und grinste böseartig.*

*„Nicht wirklich“, antwortete Perry und schluckte. „Ich dachte mir schon, daß du über kurz oder lang auftauchen würdest. Tut mir leid wegen deiner Mutter, Tin Can.“*

*Tin Can machte eine verächtliche Geste.*

„Ach was, für die Alte ist's besser so. Je schneller sie abkratzt, desto angenehmer auch für mich. Sie lag mir ohnehin die ganze Zeit nur in den Ohren.“

Perry schauderte. Er konnte sich nicht einmal in seinem übelsten Traum vorstellen, daß jemand in dieser Weise über seine Mutter reden würde.

„Aber deswegen bin ich nicht hier“, sagte Tin Can sachlich. „Du hast mit Gene gesprochen und weißt, worum es geht. Hast du die Informationen?“

„Ich... ich weiß nicht, was ihr wissen wollt“, druckste Perry.

„Quatsch. Gene hat es dir gesagt. Wir wollen über jede Bewegung deines Onkels Bescheid wissen. Wir wollen wissen, wann er im Büro ist und wann zu Hause, wohin er fährt, mit wem er Kontakt hat. Und das alles ein bis zwei Wochen in die Zukunft.“

„Unmöglich“, entfuhr es dem Jungen.

„Blödsinn, unmöglich. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.“ Tin Can legte Perry die Hand auf die Schulter. Es war keine freundliche Geste. Der Junge zuckte zusammen, als sei ein großes, häßliches Insekt auf seiner Haut gelandet. „Du weißt doch, was mit deiner Negermammy passiert, wenn du nicht den nötigen Willen aufbringst, oder?“

Da bäumte sich in Perry etwas auf. Er hatte keine andere Wahl, als das Spiel der Gauerner mitzumachen; schließlich hatte er die eigene Schwester umgebracht. Aber er wollte sie wenigstens wissen lassen, was er von ihren schmutzigen Plänen hielt.

„Ihr schafft es doch nie“, knirschte er. „Ich kann mir Mühe geben, soviel ich will. Irgendwann wird Onkel Ken mißtrauisch werden, und dann fliegt die Sache auf. Was ihr mir mit Belinda androht, ist gemein. Um mich selbst zerbreche ich mir nicht mehr den Kopf. Ich bin geliefert - so oder so. Aber ihr Ganoven landet im Gefängnis, das schwöre ich euch!“

Tin Can lachte trocken.

„Solange du dir nur Mühe gibst, mein Junge“, sagte er. „Deine Sympathie brauchen wir nicht. Verschaff dir die Informationen, die wir brauchen. Erwarte einen Anruf morgen um zwei Uhr nachmittags. Jemand wird dir Fragen stellen. Wenn dir dein Seelenfriede lieb ist, dann hast du die entsprechenden Antworten.“

Er nahm die Hand von Perrys Schulter, wandte sich um und ging.

„Wenn ihr um zwei anruft“, schrie Perry dem Davonschlendernden hinterher, „wird Belinda antworten. Was macht ihr dann?“

Tin Can antwortete nicht. Er hielt zielstrebig auf die Telephonzelle zu, die am Südwestende des Schulgebäudes stand. Perry sah, wie er die Falttür öffnete und sich in die enge Kabine zwängte. Ein ungutes Gefühl beschlich ihn.

Da ertönte von der anderen Seite des Gebäudes her eine blökende Autohupe. Die Schulbusse waren angekommen.

\*

An diesem Abend verwickelte Perry Onkel Ken in ein längeres Gespräch. Er tat so, als wolle er herausfinden, wann der Onkel für ihn Zeit habe - jetzt, da die Schultage kürzer geworden waren und die Ferien unmittelbar vor der Tür standen. Kenneth Malone reagierte, wie ein vielbeschäftigter Mann es üblicherweise tut. Im Selbstgespräch, den Blick zur Decke gerichtet, rezitierte er:

„Morgen geht nicht... voller Fahrplan... Meeting mit dem WAC-Spezialisten um vierzehn Uhr... Besichtigung der Abdampfgrube um fünfzehn Uhr dreißig... wer weiß, wie lange das dauert... nein, morgen ist nichts drin ... laß mal sehen, übermorgen...“

Perry hörte aufmerksam zu und machte sich im Geist Notizen. Malone rasselte den Terminkalender bis zum Ende der Woche herunter. Dann sagte er:

„Tut mir leid, Junge, aber während der Werktage läßt sich nichts machen. Wie wär's mit dem Wochenende? Was hast du überhaupt vor?“



Auf diese Frage war Perry nicht gefaßt. Das war ein Versehen. Er hätte sich vorher überlegen sollen, zu welchem Unternehmen er Onkel Ken überreden wollte, falls der irgendwo inmitten seiner Geschäftigkeit Zeit für ihn fand.

„Ich möchte noch mal nach Merritt Island hinauf“, antwortete er, weil ihm nichts Besseres einfiel. „Da hat es mir gefallen.“

„Vielleicht ein bißchen jagen?“ ereiferte sich Onkel Ken. „Kannst du mit einem Gewehr umgehen?“

„Nur mit der Kleinkaliberbüchse“, sagte Perry. „An größere Sachen hat mich Pa noch nicht herangelassen.“

„Kluger Mann“, nickte Kenneth Malone. „Ein Knirps wie du hält das großkalibrige Gewehr nicht fest genug, und - wumms! - hängt die Kinnlade schief. Kaliber zweiundzwanzig, gut genug für Krähen und Eichhörnchen. Möchtest du das probieren?“

Perry konnte sich nicht im Ernst vorstellen, wie er es je übers Herz brächte, auf ein Eichhörnchen zu schießen. Aber er nickte scheinbar begeistert.

„Ja, das wäre fein“, sagte er.

„Gemacht, also“, entschied der Colonel. „Samstag ist der erste Ferientag. Da bist du noch ans frühe Aufstehen gewöhnt. Sieben Uhr, sagen wir?“

„Ich freue mich darauf, Onkel Ken“, sagte Perry und gab sich Mühe, überzeugend zu klingen.

\*

Als Perry am Donnerstag kurz nach zwölf von der Schule nach Hause kam, war Belinda nicht anwesend. Das war weiter nicht verwunderlich; denn zur Versorgung des Haushalts gehörte auch das Einkaufengehen. Nur war es üblicherweise so, daß Belinda, wenn sie aus dem Haus gehen mußte, ihm einen Zettel auf die Küchentheke legte, auf dem solche Dinge wie „Bin im Supermarkt, zurück um zwei Uhr“ standen.

Er machte sich nichts daraus. Im Augenblick hatte er an andere Dinge zu denken. In anderthalb Stunden würde das Telephon klingeln. Dann mußte er parat haben, was er am gestrigen Abend von Onkel Ken erfahren hatte. Er wußte längst, worum es den Gaunern ging. Kenneth Malone arbeitete an Projekten, die mit der Landesverteidigung zu tun hatten. Das technische Wissensgut, das zu Kriegsende von den Deutschen erbeutet worden war, sollte weiterentwickelt und dazu verwendet werden, die Vereinigten Staaten in eine uneinnehmbare Festung zu verwandeln. Die USA, waren mit den Siegen in Europa und im Pazifik zur Weltmacht Nr. 1 geworden. Der Regierung Truman ging es darum, diesen Status zu festigen und auszubauen. Seit 1945 hatten sich die Beziehungen zwischen den USA. und der Sowjetunion stetig verschlechtert. In diesen Tagen sprach man davon, daß die Sowjets die Zufahrtsstraßen zur ehemaligen deutschen Hauptstadt Berlin zu blockieren beabsichtigten, und die Vereinigten Staaten rüsteten sich zu einer Kraftprobe ersten Grades, indem sie Vorbereitungen trafen, Berlin durch die Luft zu versorgen. Das würde bedeuten, daß selbst so billige Massengüter wie Kohle per Flugzeug antransportiert werden mußten. Alles deutete darauf hin, daß es zwischen den beiden Großmächten in nicht allzu ferner Zukunft zu einer ernsthaften Konfrontation kommen würde - vielleicht nicht über der Berliner Blockade, vielleicht nicht in dieser oder der kommenden Dekade; aber auf lange Sicht erschien die Auseinandersetzung unvermeidlich. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß die Sowjets sich für die amerikanischen und die Amerikaner sich für die sowjetischen Verteidigungs- und Rüstungsanstrengungen interessierten. Wer Colonel Malone dazu brachte, auszuplaudern, was er wußte, der gelangte dadurch in den Besitz von Informationen, die die Gegenseite großzügig honorieren würde.

Der Gedanke, daß ihm keine andere Wahl blieb, als zum Landesverräter zu werden, erfüllte Perry mit dumpfer Verzweiflung. Er war indes entschlossen, die ganze Sache sofort aufliegen zu lassen, sobald feststand, daß Belinda keine Gefahr mehr drohte. Es war ihm gleichgültig, was dabei aus ihm selbst würde. Wahrscheinlich kam er in eine Erziehungsanstalt oder ins Jugendgefängnis. Das stand ihm zu. Schließlich hatte er seine eigene Schwester umgebracht.

Er schrak zusammen, als um Punkt zwei Uhr das Telephon läutete. Die Hand zitterte ein wenig, als er den Hörer abnahm. Dann gab er sich einen Ruck. Er wollte den Ganoven das Leben nicht noch leichter machen, indem er sich wie ein Schwächling anstellte.

„Hallo?“ sagte er laut und kräftig.

„Guten Tag, Junge“, antwortete eine näselsnde, offenbar verstellte Stimme. „Es freut mich, daß du unsere Verabredung einhältst. Hast du die Informationen?“

„Ich weiß im großen und ganzen über Onkel Kens Tagesablauf Bescheid, aber nur für die nächsten paar Tage. Mehr konnte ich nicht erfahren, oder ich hätte mich verdächtig gemacht.“

„Das ist nicht gut, Junge“, näselte der Unbekannte. „Wir können unsere Aktion nicht von Tag zu Tag planen. Wir brauchen langfristige Übersicht, Das nächste Mal stellst du dich gefälligst geschickter an. Jetzt sag mir, was du erfahren hast.“

Perry berichtete. Je länger er sprach, desto ungeduldig er wurde der Sprecher am anderen Ende.

„Das bringt uns nichts“, beschwerte er sich. „Das spielt sich alles innerhalb der Air Station ab. Da kommen wir nicht hinein.“

„Was kann ich dazu?“ antwortete Perry unfreundlich. „Ich gebe euch, was ihr verlangt. Was ihr damit anfangt, ist eure Sache.“

„Nur nicht frech werden, Jungchen“, drohte der Näselsnde. „Du steckst tiefer in der Sache drin, als du denkst. Hat dein Onkel überhaupt nichts vor, was ihn irgendwohin von seinem Arbeitsplatz fortführt?“

„Am Samstag gehen wir jagen“, sagte Perry.

„Aha! Wo?“

„Meritt Island. Am Sykes Creek.“

„Wunderbar. Wann soll das sein?“

„Wir brechen früh auf. Sieben Uhr, sagt Onkel Ken.“

„Ausgezeichnet. Frühaufsteher sind zuverlässige Menschen.“ Am anderen Ende war eine kurze Pause; dann fuhr die näselsnde Stimme fort: „Bleib am Ball, Junge. Du wirst erfahren, wann wir wieder etwas von dir hören wollen. In der Zwischenzeit, wenn dir das Leben deiner Mammy lieb ist, sorg dafür, daß aus dem Jagdausflug am Samstag auch wirklich was wird.“

„Klick“ machte es in der Leitung, und die Verbindung war unterbrochen. Zögernd legte der Junge den Hörer zurück auf die Gabel. Was hatte die letzte Bemerkung zu bedeuten? Von allem Anfang an hatten die Gauner Belinda als eine Art Geisel im Hintergrund benützt. Jetzt aber kam hinzu, daß die Haushälterin verschwunden war, ohne ihm eine Notiz zu hinterlassen. Hatte das etwas zu bedeuten? Hatten sie Belinda womöglich schon geschnappt?

Er lief hinaus in die Garage und fand sie leer. Das war beruhigend. Belinda war also mit dem Auto fortgefahren. Es bedeutete auf der anderen Seite allerdings nicht unbedingt, daß ihr unterwegs nicht etwas zugestoßen war. Um genau zu sein: Wenn Perry hätte Belinda entführen müssen, dann hätte er es wahrscheinlich eher vom Parkplatz eines Supermarktes als von Hause getan. Die Unruhe überkam ihn von neuem. Tin Can hatte auf seinen Einwand, er könne am Telephon keine Auskunft geben, solange Belinda in der

Nähe war, nicht reagiert. Bedeutete das, daß sie schon gestern geplant hatten, die Haushälterin rechtzeitig aus dem Weg zu schaffen?

Perry wartete bis vier Uhr. Dann rief er den Colonel an. Seine Nachricht war knapp und klar:

„Belinda ist verschwunden.“

Onkel Ken riet ihm, sich nicht unnötig aufzuregen.

„Manchmal packt sie die Einkaufswut“, sagte er. „Besonders, wenn sie in den Läden die neue Mode zeigen. Dazu ist jetzt, Anfang Sommer, zwar nicht die richtige Zeit. Aber der Himmel mag wissen, was sie in irgendeiner Budike aufgetan hat. Sie kommt schon wieder zurück, verlaß dich drauf.“

Perry war halbwegs beruhigt. Eine halbe Stunde später klingelte das Telephon von neuem.

„Sheriffs Department hier“, sagte eine knarrende Stimme. „Ist dort die Wohnung von Colonel Kenneth Malone?“

„Ja“, krächzte Perry, dem das Herz zu stocken drohte.

„Ist der Colonel zu sprechen?“

„Nein, aber ich kann Ihnen seine Dienstnummer geben. Warum? Was ist los?“

Die Verzweiflung in der Stimme des Jungen beeindruckte den Beamten offenbar.

„Wir haben im Straßengraben längs des Fahrdamms ein Auto gefunden, daß dem Colonel gehört“, antwortete er. „Grauer Chevrolet, Baujahr fünfundvierzig, Zulassung Florida eins-neun-drei-drei-acht...“

Mehr hörte Perry nicht mehr. Die Tränen des Zorns und des Schmerzes schossen ihm in die Augen.

Sie hatten Belinda!

\*

Den Rest des Tages wimmelte es im Haus von uniformierten Beamten, Sheriffs Deputies. Sie waren überall, durchstöberten jeden Raum und stellten Frage auf Frage. Perry hatte von einer Stunde zur ändern die äußeren Symptome einer akuten Darmgrippe entwickelt, auf rein psychosomatischer Basis, wie der zu Hilfe gerufene Arzt Kenneth Melone versicherte. Der Schreck war ihm in die Eingeweide gefahren. Er gab unzusammenhängende Auskünfte, und den größten Teil der Zeit war er überhaupt nicht ansprechbar, weil das verkrampfte Gedärm ihn zwang, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Die Krankheit war nicht vorgetäuscht. Perrys Leiden war echt. Es wurde Mitternacht, bevor er es mit Hilfe der Medikation, die der Arzt ihm verabreicht hatte, fertigbrachte, wenigstens zehn oder fünfzehn Minuten stillzusitzen. Um diese Zeit hatten sich die Deputies bereits verabschiedet.

„Wissen Sie was über Belinda?“ fragte Perry, der mit bleichem, eingefallenem Gesicht aus dem zu den Schlaf- und Badezimmern führenden Korridor auftauchte.

„Nichts“, antwortete Kenneth Malone und schüttelte dazu den Kopf. „Weißt du etwas?“ Als ersah, wie Perry erschrak, fügte er eilends hinzu: „Ich meine, bevor du zur Schule gingst, hat sie dir gesagt, wo sie heute einkaufen gehen wollte?“

„Nein“, sagte Perry, „kein Wort.“

Er war dankbar, daß ihm Onkel Ken keine weiteren Fragen stellte. Sein Widerstandswille war geschwächt. Er hätte einer intensiven Befragung nicht standgehalten. Dabei war es gerade jetzt wichtiger denn je, daß er den Mund hielt. Belinda war in Gefahr. Wenn er zu reden begann und die Gauner erfuhren, daß er ihr Geheimnis ausgeplappert hatte, was mochte dann aus Belinda werden?

„Du bleibst am besten morgen zu Hause“, meinte Onkel Ken. Er sah auf die Uhr. „Was sage ich? Du bleibst am besten heute zu Hause. Es ist ohnehin der letzte Schultag.“

Er sprach beiläufig, völlig normal, als berühre ihn Belindas Verschwinden nicht im geringsten. Perry schüttelte störrisch den Kopf.

„Nein“, sagte er. „Ich will nichts versäumen. Es geht mir schon viel besser. Ich möchte gerne zur Schule gehen, wenn du nichts dagegen hast.“

Kenneth Malone musterte ihn verwundert.

„Ich habe noch nie einen Jungen gesehen, der so scharf auf Schule war wie du“, reagierte er. „Aber meinetwegen - geh ruhig. Vielleicht lenkt es dich ein wenig ab.“

Perry biß sich auf die Lippen. Jetzt kam das Schlimmste.

„Und übermorgen?“ fragte er. „Ich meine morgen? Unser Jagdausflug fällt wahrscheinlich ins Wasser, nicht wahr?“

Malone ließ sich nicht anmerken wie ihn diese Frage berührte.

„Es liegt dir eine Menge daran, wie? Nun, ich nehme an, sie haben Belinda bis dahin gefunden, und selbst wenn nicht... wir könnten mit einem Dienstwagen fahren, der ein eingebautes Radio hat. Da wäre ich in ständiger Verbindung mit dem Sheriff...“

\*

„Bob, ich muß mich auf dich verlassen können“, sagte Colonel Malone. „Du sagst selbst, wir haben es hier mit Profis zu tun. Sie sind hinter militärischen Geheimnissen her. Der ist ein gewichtiges Unterfangen. Ein falscher Zug, und ich bin geliefert. Der Junge womöglich mit mir, von Belinda ganz zu schweigen.“

Bob Ferguson seufzte.

„Ich behaupte nicht, daß es einfach ist, Ken“, antwortete er. „Aber wir tun, was in unseren Kräften steht. Das Gelände kommt uns zu Hilfe. Die Wälder am Sykes Creek sind unübersichtlich. Wir können Stellung beziehen, ohne daß wir bemerkt werden. Wir rücken früh genug an. Ich hoffe, Logan und seine Genossen haben keine Wachposten aufgestellt. Nur eines macht mir Sorge.“

„Was ist das?“

„Ich schicke rund einhundert Mann Military Intelligence in die Wildnis, Ken. Auf deinen persönlichen Verdacht hin. Was, wenn du dich täuschst? Was, wenn der Junge nur einfach jagen gehen will - Haushälterin hin, Haushälterin her? Wie verantworte ich den Einsatz von einhundert von Schlangen gebissenen, von Moskitos gestochenen und von Alligatoren angekauerten Spezialisten, wenn deine Vermutung nicht materialisiert?“

„Schieb's auf mich“, brummte Kenneth Malone, „und wir gehen beide für drei Jahre nach Kwajalein.“ Er schüttelte störrisch den Kopf. „Nein, Bob, ich täusche mich nicht. Dem Jungen war gestern Abend so übel wie einem ungeimpften Dschungelkämpfer nach drei Wochen Malaria. Trotzdem will er zur Schule gehen, trotzdem möchte er nach Merritt Island hinauf. Da steckt etwas dahinter, sag' ich dir! Am Samstagmorgen hoffen die Ganoven zum Zug zu kommen.“

„Und der Junge spricht nicht darüber, weil er weiß, daß es sonst Belinda an den Kragen geht?“

„Das ist einer seiner Beweggründe“, antwortete der Colonel. „Es muß noch einen anderen geben. Perry ist nicht auf den Kopf gefallen. Er weiß, daß er mich beiseite nehmen und in aller Ruhe mit mir sprechen könnte. Ich würde nichts unternehmen, was Belinda in Gefahr bringt. Er kann aber nicht. Sie üben irgendeinen Druck auf ihn aus. Sie erpressen ihn, verstehst du?“

„Ich verstehe kein Wort“, wehrte Bob Ferguson ungerührt ab. „Aber du wirst mir's sicherlich erklären, sobald die Sache überstanden ist.“

„Das werde ich“, versprach Malone. „Sieh du nur zu, daß wir sie bei einigermaßen heiler Haut überstehen.“

\*

Der Wagen, mit dem sie früh am Samstagmorgen aufbrachen, hätte unter anderen Umständen Perrys ganze Begeisterung erweckt: ein hochbeiniges, schweres Geländefahrzeug mit Vierradantrieb. Die Seiten waren offen und mit zeltplanenähnlichem Material nur notdürftig verschließbar. Die Kühlerhaube zierte ein großer, fünfzackiger weißer Stern im weißen Kreis. Ein kleinerer Stern, ohne den Kreis, war auf die rechte und linke Fahrzeugflanke gemalt. Der Wagen war mit einem fest eingebauten Zweiwegradio ausgestattet.

Aber nach Begeisterung war es Perry nicht zumute. Er wußte, daß es heute ums Ganze ging. Den Abend würde er wahrscheinlich nicht mehr als freier Mensch erleben; aber er mußte die Sache durchstehen - allein um Belindas Willen schon. Die Haushälterin war bisher nicht gefunden worden.

Für Mitte Juni war der Morgen erstaunlich frisch. Perry war dankbar für die Windjacke, die er auf Onkel Kens Anraten hin übergestreift hatte. Die Straßen waren leer. Sie passierten Cocoa Beach und bogen am Nordende des Städtchens auf den Fahrdamm ein. Irgendwo hier in der Nähe war der graue Chevrolet gefunden worden. Die Polizei hatte ihn beschlagnahmt. Er stand in der Garage der Sheriffs-Station. Sobald Fingerabdrucks- oder sonstige Experten ihre Arbeit getan hatten, würde Onkel Ken ihn zurückerhalten. Perry zwang sich, nicht an Belinda zu denken. Zwar galt ihr seine ganze Sorge; aber für den Augenblick mußte er sich darauf konzentrieren, wie er das bevorstehende Abenteuer auf möglichst anständige Art und Weise hinter sich brachte.

Bevor er auf den Banana River Trail einbog, prüfte Kenneth Malone die Zuverlässigkeit des Radios. Er stellte die Frequenz ein, die mit dem Sheriff vereinbart worden war, und gab seinen Kodennamen. Sekunden später war die Verbindung hergestellt.

„Es tut mir leid, Colonel“, sagte eine weibliche Stimme. „Von Belinda fehlt noch immer jede Spur.“

„Verstanden“, antwortete Malone. „Sie wissen, wie ich zu erreichen bin, falls Sie mich brauchen. Ende.“

Die Asphaltdecke der nach Norden führenden Straße reichte nur zwei Kilometer weit. Von da an ging es über sandigen Boden, in den sich die Spuren anderer Fahrzeuge mit groben, großflächigen Reifenmustern tief eingegraben hatten. Hier begann das Land der Naturliebhaber, der Jäger und der Trapper. Kenneth Malone holte eine braune Flasche aus dem offenen Handschuhfach und reichte sie dem Jungen.

„Schmier dich ein“, sagte er. „Und vergiß keinen Quadratzoll Haut, sonst fressen dich die Moskitos bei lebendigem Leib.“

Perry gehorchte gewissenhaft. Er hatte die Moskitoplage bei seinem ersten Aufenthalt in der Wildnis miterlebt. Er war so beschäftigt, daß er um ein Haar vom Sitz gefallen wäre, als Malone einen tiefen Schlagloch nicht mehr rechtzeitig ausweichen konnte. Der Motor heulte auf. Räder gruben in den Sand. Der Colonel schaltete auf Vorderradantrieb; aber auch das half nichts. Der schwere Wagen sank immer tiefer.

„Verdammt“, knurrte Malone und kletterte ins Freie.

Er inspizierte die Räder, die bis zu den Naben im weichen Sand steckten.

„Ein Glück, daß wir das Radio dabei haben“, sagte er grimmig. „Wenigstens können wir um Hilfe rufen.“

„Aus eigener Kraft kommen wir nicht raus?“ fragte Perry besorgt.

„Wir könnten es versuchen“, antwortete der Colonel. „Wir brauchen eine Menge Knüttel, und es wird ein paar Stunden dauern. Willst du es darauf ankommen lassen?“

Perry sah sich um.

„Wo sind wir?“ wollte er wissen.

„Eine halbe Meile östlich von Tarpon Point“, antwortete Malone.

„Ist das nicht da, wo der Sykes Creek anfängt?“ fragte Perry.

„So könnte man es nennen. Tarpon Point ist eine Landzunge am Ende eines Seitenarms des Sykes Creek.“

„Vielleicht könnten wir eine Stunde jagen und nachher um Hilfe rufen“, schlug der Junge vor.

Kenneth Malone musterte ihn überrascht.

„Ideen hast du vielleicht...“ murmelte er.

„Ich sehe keine besondere Schwierigkeit“, sagte eine helle Stimme aus dem Dickicht des Waldes. „Sie sollten auf den Vorschlag des Jungen eingehen, Colonel.“

Perry fuhr herum. Eine schwächliche, eigenartig gekleidete Gestalt tauchte aus dem Unterholz auf. Der Mann war von schwer definierbarem Alter. Seine Gesichtszüge wiesen ihn als Angehörigen der mongolischen Rasse aus; auch sein Englisch hatte einen Akzent, wie man ihn von Japanern oder Chinesen gewöhnt war. Sein Gewand war ein weicher, mantelähnlicher Umhang, der fast bis zum Boden reichte.

„Und wer, zum Teufel, sind Sie?“ knurrte Kenneth Malone grob.

„Mein Name ist Sato Ambush“, antwortete das Männchen mit dem großen Kopf und deutete eine Verneigung an. „Später werden Sie vielleicht froh sein, daß Sie mir hier begegnet sind.“

\*

„Sie meinen also, ich sollte auf den Wunsch des Jungen eingehen“, sagte Malone um etliche Nuancen freundlicher. „Was liegt Ihnen daran? Wo kommen Sie überhaupt her? Wohnen Sie hier irgendwo?“

„Ich bin der Einsiedler“, antwortete das Männchen lächelnd. „Die Einsamkeit ist meine Heimat. Was mir an dem Wunsch des Jungen liegt? Ich sehe, daß es ihm überaus wichtig ist, sein Vorhaben zu verwirklichen. Eine Stunde ist wirklich nicht zuviel, oder meinen Sie? In der Zwischenzeit könnte ich auf Ihren Wagen aufpassen, ihn womöglich sogar wieder flott machen. Was sagen Sie dazu?“

Unter normalen Umständen hätte Perry nicht die Spur einer Hoffnung gehabt, daß Onkel Ken auf einen derartigen Vorschlag eingehen würde. Aber der Stimme des eigenartigen kleinen Mannes mit dem übergroßen Kopf wohnte eine Art hypnotischer Wirkung inne. Man hatte unwillkürlich das Empfinden, daß er es gut meine und daß es von Vorteil sei, seinem Rat zu folgen.

„Um den Wagen brauchen Sie sich nicht zu sorgen“, sagte Kenneth Malone, schon halb überzeugt. „So rasch stiehlt niemand Regierungseigentum, außerdem dauert es wahrscheinlich zwei bis drei Tage, bis hier wieder mal jemand vorbeikommt.“ Er sah Perry an. „Was sagst du, Junge?“

„Ja, laß uns gehen“, bettelte Perry.

Es war ihm jetzt nur noch darum zu tun, die Sache so rasch wie möglich hinter sich zu bringen. Sie waren zwar steckengeblieben, bevor sie das eigentliche Ziel ihres Ausflugs erreichten. Aber weit waren sie davon nicht mehr entfernt. Er hoffte, daß Logan und Tin Can und Gene und wie sie sonst noch alle heißen mochten, ihre Augen weit genug offen hatten, um zu wissen, wo und wann sie mit Colonel Malone zusammentreffen konnten. Sie würden ihre Forderungen stellen, und Onkel Ken würde darauf antworten, daß er zu nichts bereit sei, solange Belinda sich nicht in Sicherheit befand. Darauf kam es an, auf sonst nichts! Sobald sie Belinda freigelassen hatten, würde er zugeben, daß er die ganze

Zeit über mit den Ganoven unter einer Decke gesteckt hatte - wenn es Onkel Ken nicht bis dahin sowieso schon wußte. Mochten sie dann mit ihm machen, was sie wollten. Hauptsache, Belinda war wieder frei!

Ähnliche Gedanken, allerdings von einer anderen Warte gedacht, gingen Kenneth Malone durch den Kopf, während er die Gewehre aus dem Wagen holte. Das Motorengeräusch war weithin zu hören gewesen, besonders als er Gas gab, um aus der Sandfalle zu entkommen. Die Gauner steckten hier irgendwo in der Nähe. Wahrscheinlich hatten sie das Geräusch gehört. Was aber war mit Bob Ferguson und seinen Leuten? Die meisten von ihnen würden weiter oben am Sykes Creek warten, wo der Jagdausflug eigentlich hatte stattfinden sollen. Würde Ferguson rasch genug umgruppieren können? Es wäre ein verflixtes Pech, wenn er Logan und seiner Horde in die Hände lief, ohne daß Ferguson ihm helfen konnte. Aber jetzt war keine Zeit zum Nachdenken mehr. Die Entscheidung war gefallen. Was er jetzt noch brauchte, war eine Menge Glück.

„Hier hast du“, sagte er und reichte Perry das Kleinkalibergewehr. Das unruhige Funkeln in den Augen des Jungen entging ihm nicht. Perry stand die Angst ins Gesicht geschrieben. „Den Proviant brauchen wir nicht. Eine Stunde werden wir wohl überstehen, ohne daß wir hungrig werden.“

Er wandte sich an das Männlein.

„Ich danke für Ihr Angebot, Mister ... Mister... äh...“

„Ambush.“

„Richtig. Ich danke Ihnen sehr; aber ich glaube nicht, daß Sie sich zu bemühen brauchen...“

„Wie Sie wünschen, Colonel.“

Malone warf dem Asiaten noch einen verwirrten Blick zu, dann setzte er sich in Bewegung.

„Einen Augenblick noch, wenn ich bitten darf“, rief es da hinter ihm.

Malone blieb stehen und drehte sich um.

„An Ihrer Stelle hielte ich mich weiter nach rechts“, sagte Sato Ambush und wies mit ausgestrecktem Arm in nordwestliche Richtung. „Sie finden dort bald einen schmalen Fußpfad, der Sie rascher ans Ziel führt.“

Bevor der Onkel noch reagieren konnte, marschierte Perry auf dem angegebenen Kurs davon. Kenneth Malone blieb nichts anders übrig, als dem Jungen zu folgen. Perry aber kam es plötzlich darauf an, jede Anweisung des geheimnisvollen Fremden so genau wie möglich zu befolgen. Er hatte den Eindruck, es könnte ihm nur Gutes daraus erwachsen.

\*

Sato Ambush behielt recht. Fünfzig Schritte weiter stießen sie auf einen schmalen Pfad, der ein rascheres Vorwärtskommen ermöglichte. Zu beiden Seiten des Weges ragten die Wände des subtropischen Dschungels auf: Pinien und stachelige Palmen, vermischt mit Schlingpflanzen und niedrigem, hartblättrigem GEBÜSCH. Es war still in der Tiefe des Waldes - still bis auf das helle, durchdringende Summen der Moskitos, die an den beiden sorgfältig mit Insektenschutzmittel eingeriebenen Wanderern keinen rechten Geschmack fanden.

Es war heiß geworden. Sonnenlicht filterte durch das Blättergewirr des Waldes und schuf auf der Sohle des Pfades ein Ungewisses, grünes Dämmerlicht. Kenneth Malone blieb stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr kommt mir die Geschichte wie ein verrückter Traum vor“, murmelte er. „Perry, was haben wir hier verloren?“

„Wir gehen jagen, erinnerst du dich? Krähen und Eichhörnchen.“

„Dort hinten steckt unser Wagen, bis zu den Achsen im Sand. Und nur weil ein asiatischer Eierkopf mir empfohlen hat, auf deinen Wunsch einzugehen, stapfe ich hier durch den Wald, als wäre nichts geschehen? Anstatt mich ans Radio zu hängen und den nächsten Abschleppdienst herbeizuzitieren?“

„Bitte, Onkel Ken...“, sagte Perry und griff seine Flinte fester.

„Okay“, brummte der Colonel. „Ich hoffe nur, du weißt, worum's hier geht.“

Die Bemerkung hätte den Jungen normalerweise aufgeschreckt, klang sie doch so, als hätte ihn Kenneth Malone wenigstens zum Teil schon durchschaut. Aber Perry war so voller Angst und Ungeduld, daß er auf nichts mehr achtete außer auf den Weg und darauf, daß sie so schnell wie möglich mit den Leuten zusammentrafen, die Belinda gefangen hielten.

Plötzlich blieb er stehen.

„Hörst du das?“ fragte er flüsternd.

Wenn man das Gehör anstrengte, vernahm man ein Geräusch, das sich wie Murmeln anhörte. Es waren menschliche Stimmen, und die Sprecher befanden sich offenbar ein Stück weit drinnen im Wald. Versuchsweise ging Perry eine Strecke weiter, blieb abermals stehen und horchte. Sekunden später winkte er Malone zu.

„Wir kommen näher“, flüsterte er dem Colonel zu.

„Was geht uns das an?“ fragte Kenneth Malone. Dabei klang er so, als wüßte er die Antwort genau.

„Ich finde, wir sollten nachsehen“, antwortete Perry ausweichend.

„Also gut. Halte dich hinter mir.“

Das war zwar nicht in Perrys Sinn; aber er gehorchte trotzdem. Die Situation näherte sich dem kritischen Stadium. Es war keine Zeit mehr zum Diskutieren. Schritt um Schritt, vorsichtig, jeden Zweig umgehend, der unter ihren Sohlen hätte knacken können, schlichen sie den Pfad entlang. Die Stimmen wurden lauter. Es waren eine weibliche und eine männliche Stimme, und die weibliche besaß bei weitem die höhere Lautstärke.

„Wenn du mich nicht sofort... losbindest, dann ... für nichts“, hörte Perry. Der Klang der Frauenstimme elektrisierte ihn. Das war Belinda, unverkennbar!

Onkel Ken hatte sich nach ihm umgewandt. Sie nickten einander zu. Irgendwo hinter der nächsten Krümmung des Weges antwortete die Männerstimme in brummendem, ärgerlichem Tonfall. Man verstand nicht, was der Mann sagte. Malone schlich bis zur Krümmung. Perry blieb ein paar Schritte weit zurück. Als Malone winkte, kam er herbeigekrochen. Von der Biegung aus war eine kleine Lichtung zu sehen, die sich links am Pfad entlangzog. Auf der Lichtung stand ein Zelt. Aus dem Zelt kamen die weiblichen Laute. Der Mann mit der tiefen, brummenden Stimme saß ein paar Schritte vom Zelteingang entfernt im Gras. Er hatte ein Gewehr neben sich liegen.

„Ich warne dich zum letzten Mal!“ kreischte es aus dem Zeltinnern. „Du bindest mich entweder los, oder du erlebst eine Katastrophe.“

„Halt's Maul“, brummte der Mann.

„Ich hab' dich gewarnt“, schrillte es aus dem Zelt. „Mach mir später keine Vorwürfe!“

Eine Verwünschung murmelnd, stand der Mann auf und näherte sich dem Zelt. Das Gewehr ließ er dabei im Gras liegen. Offenbar fühlte er sich hier sicher. Er knöpfte die Zeltklappe auf, schlug sie beiseite und steckte den Kopf durch die Öffnung. Was er sagte, klang durch die Leinwand gedämpft und war nicht verständlich; auf keinen Fall aber war es freundlich gesprochen.

Kenneth Malone verständigte sich mit dem Jungen durch einen Wink. Perry wußte, was er zu tun hatte. Er schob eine Patrone in den Lauf seines Gewehrs und entsicherte es. In geducktem Lauf hetzte Malone quer über die Lichtung. Er erreichte das Zelt, ohne daß der Mann, der den Kopf durch die offene Zeltklappe gesteckt hatte, ihn bemerkte. Er nahm die



Flinte von der Schulter und faßte sie beim Lauf. Mit dem Kolben tippte er dem Mann auf die Schulter.

Der Überraschte fuhr herum. Er war so durcheinander, daß er sich mit den Füßen in einer der Zeltleinen verfang. Malone schlug zu. Er traf den Taumelnden im Nacken. Der Mann gab ein gequältes Ächzen von sich, dann stürzte er bewußtlos zu Boden.

Perry kam herbeigerannt. Er nahm sich kaum Zeit, das Gewehr zu sichern und beiseite zu legen. Im nächsten Augenblick hatte er die Zeltklappe heruntergerissen. Es war heiß im Innern des Zelts. Belinda lag lang ausgestreckt auf dem Boden, die Hände hoch über dem Kopf an einen Pflock gefesselt. Ihre Augen wurden unnatürlich groß, als sie Perry erkannte.

„Junge... du?“ schrie sie voller Überraschung. Doch gleich darauf trat ein Ausdruck der Bitterkeit in ihr Gesicht. „Mit dir habe ich zu reden!“ sagte sie.

„Keine Zeit zum Reden.“ Das war Colonel Malone, der inzwischen die gesamte Fassade des Zelts aufgerissen hatte. Er klappte sein Jagdmesser auf und durchtrennte den Strick, der Belinda an den Pflock fesselte. „Sind die Kerle in der Nähe?“

Belinda richtete sich zu sitzender Haltung auf und massierte die Handgelenke.

„Allzu weit weg können sie nicht sein“, stieß sie hervor. „Der Bursche namens Logan sagte, sie wollten sich entlang des Sykes Creek verteilen und auf Sie warten. Auf Sie, Colonel.“

„Ich weiß“, winkte Malone ab.

„Aber ich sage Ihnen, Colonel...“

„Keine Zeit jetzt“, unterbrach sie der Colonel barsch. „Raus aus dem Zelt. Zuerst müssen wir dich in Sicherheit bringen.“

Belinda hatte noch viel auf dem Herzen. Als sie sich vor dem Zelt aufrichtete, wollte sie von neuem zu reden anfangen. Malone hob die Flinte auf, die Perry ins Gras gelegt hatte, und drückte sie ihr in die Hand.

„Fort mit dir, Weib“, befahl er in freundlichem Spott. „Dort den Weg entlang. Bleib nicht stehen und sieh dich nicht um. Wenn dir einer der Burschen in die Quere kommt und dich von neuem greifen will, schieß ihn über den Haufen.“

Da begriff Belinda, daß sie ihre Sorgen wenigstens im Augenblick nicht würde an den Mann bringen können. Sie packte das Gewehr fester, murmelte etwas Unverständliches und hastete davon. Der letzte Blick, den sie Perry zuwarf, war alles anderes als freundlich. Der Junge sah ihr nach, bis sie hinter einer Biegung des Fußpfads verschwunden war.

„Die fassen sie so schnell nicht wieder“, sagte er aufatmend.

„Nicht wenn sie schlau ist“, lachte Kenneth Malone. „Komm jetzt, aus der Jagd wird nichts, aber wir müssen uns...“

„Onkel Ken, ich habe dir etwas zu sagen!“ fiel ihm der Junge entschlossen ins Wort.

„Oh, mein Gott, jetzt fängt der auch noch an!“ stöhnte der Colonel. „Was ist das? Ist die Schwatzhaftigkeit zur Seuche geworden?“

„Es ist mir ernst, Onkel Ken. Ich habe mich auf eine Sache eingelassen, die...“

Er unterbrach sich, als er Kenneth Malones Gesicht sah, das plötzlich hart und grimmig geworden war.

„Ich weiß das, Junge“, sagte er, als er die Angst in Perrys Miene bemerkte. „Ich weiß es schon die ganze Zeit. Das einzige, was mich an der Sache interessiert, ist: Warum?“

Der Mann, den er niedergeschlagen hatte, gab ein schmerzhaftes Stöhnen von sich. Malone beugte sich zu ihm nieder.

„Den binden wir am besten fest“, meinte er.

„Das wird nicht mehr nötig sein, Colonel“, schallte eine harte Stimme vom Westrand der Lichtung her.

Perry fuhr herum. Da standen sie zu dritt, mit angeschlagenen, schußbereiten Waffen: Tin Can, Gene und ein dritter Mann, der wahrscheinlich Logan war.

\*

Mit einem Fluch richtete Kenneth Malone sich auf. Er war unvorsichtig gewesen. Das Gewehr, das er locker in der linken Hand hielt, half ihm jetzt nichts mehr. Er ließ es fallen. Jetzt gab es nur noch eine Möglichkeit der Rettung: Bob Ferguson mußte sie finden!

„Ich sehe, Sie sind ein kluger Mann, Colonel“, spottete derjenige, den Perry für Logan hielt. „Wir hatten Sie an anderer Stelle erwartet. Welch ein Glück, daß wir uns entschlossen, nach der Geisel zu sehen.“

Kenneth Malone antwortete nicht. Er musterte die drei Männer sorgfältig und mit Bedacht, einen nach dem ändern.

„Ich bin Logan“, sagte der Mann. „Sie mögen es für unter Ihrer Würde halten, mit mir zu reden. Aberglauben Sie mir: Es wird Ihnen keine andere Wahl bleiben.“

„Logan? Einfach Logan?“ fragte Malone spöttisch.

„Einfach Logan. Kein Vor-, kein Nachname. Nur Logan.“

„Und Sie wollen?“

„Sie sind im Besitz von Informationen, Colonel, die eine dritte Seite hoch zu honorieren sich verpflichtet hat. Wir vier haben diverse Gründe, uns möglichst bald aus diesem Land zu entfernen. Das Leben in der Fremde ist teuer. Wir müssen uns rechtzeitig eindecken, verstehen Sie?“

„Ich verstehe, daß ihr eine Bande skrupelloser Schurken seid, die mich zum Landesverräter machen will“, antwortete Kenneth Malone bitter.

„Oh, ich bitte Sie, Colonel“, grinste Logan. „Sicher sind Sie intelligent genug, um zu erkennen, daß wir uns theatralische Redeweisen in dieser Lage ersparen können.“

„Sie glauben, ich setze mich irgendwo mit Ihnen zusammen und diktiere Ihnen all das, was Ihre Auftraggeber angeblich so hoch honorieren wollen?“ ereiferte sich Malone. „Wer hat Ihnen den Bären aufgebunden, daß Sie mit mir leichtes Spiel haben würden? Doch nicht etwa der Junge?“

„O nein, mit dem Jungen haben wir Ihre Charakterstärke nicht diskutiert. Er war uns lediglich Mittel zum Zweck. Er mußte uns sagen, wie Ihr Tagesablauf vor sich ging, und uns das Mittel in die Hand geben...“

„Mußte? Wieso mußte?“ unterbrach ihn Malone.

„Das haben wir ziemlich schlau angefangen.“ Logans Grinsen hatte etwas penetrant Selbstgefälliges an sich. „Erstens hatte er natürlich Angst um seine fette Mammy, die ihn so sehr ins Herz geschlossen hat. Und zweitens glaubte er, er wäre selbst ein Verbrecher. Es fiel ihm infolgedessen nicht schwer, sich mit uns zu identifizieren.“

„Selbst ein Verbrecher? Erklären Sie das!“

Logan stemmte den Gewehrkolben in die Hüfte und hielt den Zeigefinger der rechten Hand am Abzug. Mit der linken griff er in die Tasche und brachte ein zusammengefaltetes Stück Papier zum Vorschein. Er entfaltete es, indem er es ein paar Mal hin und her schwenkte. Perry erkannte es augenblicklich. Es war der Zeitungsausschnitt, den Gene ihm in jener Nacht unter die Nase gehalten hatte: FÜNFJÄHRIGER VERURSACHT DEN TOD SEINER SCHWESTER.

„Sehen Sie das?“ spottete Logan. „Perry hat seine Schwester umgebracht.“

„Das ist nicht wahr!“ knirschte Kenneth Malone. Sein Gesicht war weiß, und er hatte die Hände vor Zorn zu Fäusten geballt.

„Sie wissen das, und ich weiß es“, lachte Logan hämisch. „Aber der Junge wußte es nicht. Es war eine prachtvolle Methode, ihn uns gefügig zu machen...“

Mehr hörte Perry nicht. Das Blut rauschte ihm in den Ohren. Sie hatten ihn belogen! Er hatte Deborah nicht umgebracht - weder mit noch ohne Absicht. Sie hatten ihn zum Verbrecher gestempelt, ohne das er sich dagegen hatte wehren können. Sie hatten seine Gedächtnislücke ausgenützt, ihn in ihre Dienste zu zwingen.

Blinde Wut überkam ihn. Er duckte sich. Im Augenblick achtete niemand auf ihn. Logan sprach noch immer und genoß seinen Triumph. Tin Can zuerst, dachte Perry. Er ist der Dummste. Er schnellte sich vorwärts. Gene schrie auf:

„Vorsicht... der Junge!“

Ein Schuß peitschte. Perry spürte, wie ihn etwas am Ärmel zupfte. Er stürmte unbeirrt weiter. Ein Gewehrlauf kam in Sicht. Er packte ihn und riß ihn zur Seite.

„Verdammt, macht ihn fertig!“ brüllte Logan.

„O nein!“ Eine schrille Stimme, die weithin über die Lichtung hallte. „Ich werd' euch zeigen, wer hier fertiggemacht wird!“

Ein dünner, blaffender Knall - die Entladung eines Kleinkalibergewehrs. Jemand schrie auf. Die schrille Stimme war von neuem zu hören.

„Siehst du, mein Jungchen, so geht's. Und jetzt, zum Donnerwetter, wird aufgeräumt.“

Erstaunt hielt Perry inne. Er sah sich um. Belinda war auf den Kampfplatz gestürmt. Sie hielt seine Flinte beim Lauf und schwang sie wie eine Keule. Logan wälzte sich am Boden; Belindas Schuß hatte ihn offenbar am Bein verletzt. „Euch werd' ich helfen! Anständige Menschen zu bösen Taten zu verleiten. Der Satan soll euch fressen!“ Die Redelust der kampfesfreudigen Negerin hatte unter der Spannung des Augenblicks keine Einbuße erlitten. Die Flinte schwingend, drang sie weiter vor, eine Walküre auf dem Kriegspfad der Gerechtigkeit. Und jede Bewegung des Gewehrkolbens verband sie mit einer neuen Ermahnung.

„Bereut eure Sünden!“ Ein kräftiger Schlag traf Tin Can gegen die Schulter und schleuderte ihn zu Boden.

„Geht in euch - der Herr wird euch helfen!“ Gene war in die Knie gegangen und hatte die Arme zum Schutz erhoben. Es half ihm nichts. Der mit dem Zorn der Gerechten geführte Schlag drang mühelos durch die Deckung und traf den Gauner gegen die Schläfe.

„Und du bist der Anführer des Ganzen, du solltest dich besonders schämen!“ Logan, der sich mit Mühe halbwegs wieder aufgerichtet hatte, bekam einen Tritt in die Seite der ihn wieder zu Boden warf.

Perry verfolgte die Entwicklung mit ungläubigem Staunen. Nie im Leben hätte er der sanftmütigen Belinda eine solch mutige Tatkraft zugetraut. Wie eine Schlachtengöttin hauste sie auf der kleinen Lichtung, eine Eine-Frau-Heer, das den Gegner erbarmungslos niederwalzte.

Aber noch war die Gefahr nicht gebannt. Onkel Ken hatte sich zur Seite geschleudert, als das Durcheinander begann, und war inzwischen wieder im Besitz seines Gewehrs. Was er nicht wußte, war, daß Belindas ehemaliger Wächter, der bisher bewußtlos vor dem Zelt gelegen hatte, sich wieder zu rühren begann. Benommen den Kopfschüttelnd, kam er langsam auf die Beine. Er befand sich hinter Kenneth Malone, dessen ganze Aufmerksamkeit auf Belindas unwirklichen Kriegszug gerichtet war. „Lobe den Herrn, meine Seele!“ schrie die Negerin und wirbelte triumphierend die Arme in die Luft, nachdem sie das Gewehr hatte achtlos fallen lassen. „Das Gute siegt, das Böse ist unterworfen.“

„Onkel Ken - hinter dir!“ rief Perry warnend.

Malone fuhr herum. Der vierte Mann hatte sich soeben auf ihn stürzen wollen. Der Colonel ließ die Flinte fahren und empfing den Angreifer mit einer rechten Geraden, hinter der sein ganzer Zorn steckte. Es gab ein Geräusch, als Faust und Unterkiefer zusammenprallten. So groß war die Wucht des Schlags, daß es den Getroffenen von den Füßen hob und

zwei Meter weit gegen das Zelt schleuderte, das unter seinem Gewicht endgültig zusammenbrach.

Trotzdem hätte die Auseinandersetzung zu guter Letzt womöglich doch noch ein schlechtes Ende genommen, Belinda in ihrem verfrühten Siegestaumel war keine ernst zu nehmende Kämpferin mehr. Perry wußte nicht, wie das Gewehr zu handhaben war, das er von Tin Can erbeutet hatte. Tin Can selbst war inzwischen wieder auf den Beinen. Kenneth Malone tauchte per Hechtsprung nach der Büchse, die er beiseite geschleudert hatte. Logan kroch durch das Gras und war im Begriff, seine Waffe wieder in die Hand zu bekommen. Die Lage hätte sich im Handumdrehen wenden können. Aber plötzlich raschelte und krachte es im Unterholz. Männer mit angeschlagenen Gewehren, in den grün-grauen Einsatzmonturen der US-Streitkräfte, drangen aus dem Gebüsch und umstellten die Lichtung.

„Keiner rührt sich! Arme über den Kopf!“ gellte eine durchdringende Stimme.

Kenneth Malone blieb neben seinem Gewehr liegen und sah auf.

„Es war auch verdammt Zeit, Ferguson“, knurrte er.

4.

Gesil schrak auf, als der kleine Mann mit dem großen Kopf sich plötzlich zu rühren begann. Er erhob sich vom Boden. Ein halb nachdenklicher, halb zufriedener Ausdruck lag auf seinem faltenlosen Gesicht, während er die große Bildfläche musterte.

„Er wird bald erwachen“, sagte er halblaut.

„Woher weißt du das?“ fragte Gesil. „Verstehst du etwas von Medotechnik?“

„Davon wenig“, lautete die bescheidene Antwort. „Um so mehr von der Wirkung der verschobenen Wirklichkeit. Und damit haben wir es in höherem Maß zu tun als mit solchen Dingen, bei denen uns die Medotechnik helfen könnte.“

Er wandte sich zum Gehen. Aber Gesils Wißbegierde war noch längst nicht befriedigt.

„Du sprachst davon, daß du ihm helfen würdest, einer Klippe aus dem Weg zu gehen“, erinnerte sie den Pararealisten. „Ist dir das gelungen?“

„Ja.“

„Welche Klippe war es? Kannst du darüber sprechen?“

„Sie hätten den falschen Weg eingeschlagen“, sagte Sato Ambush. „Sie hätten Belinda nicht gefunden. Das wäre verderblich gewesen. Die Angelegenheit hätte dann einen ganz anderen Ausgang genommen.“

Gesil sah ihn verwundert an.

„Ich zeigte ihnen den Pfad“, fuhr Sato Ambush fort. Er lächelte amüsiert. „Bis ans Ende seines Lebens wird Colonel Malone sich fragen, warum sie schräg in den Dschungel hineinmarschierten, anstatt den geradesten Weg zum Sykes Creek zu nehmen.“

„Mann der verschobenen Wirklichkeit“, sagte Gesil. „Ich achte deine Weisheit. Besonders in der gegenwärtigen Lage erzielst du Einsichten, die anderen verschlossen bleiben. Aber im Augenblick sprichst du Kauderwelsch.“

Sato Ambush hob die Hand und deutete mit dem Daumen über die Schulter in Richtung der Bildfläche.

„Frag ihn, wenn alles überstanden ist“, kicherte er. „Er wird es dir erklären. Es ist in der Tat eine erinnernswerte Geschichte.“

Er öffnete die Tür und schritt hinaus. Gesil sah sich um. Nachor saß noch immer starr wie eine Statue, Jercygehl An blies aus der trichterförmigen Sprechöffnung seines Trompetenkinns schnaufende und ächzende Laute. Sie fühlte bleierne Müdigkeit. Noch eine Minute in diesem bequemen Sessel ohne die Möglichkeit, sich mit jemand zu unterhalten,

und sie war eingeschlafen - endgültig, unwiderruflich, Perry Rhodans in Kürze zu erwartendes Aufwachen versäumend.

„Heh!“ rief sie laut und unerbittlich. „Jetzt langt's mit der Schlaferei!“

„Ich schlafe nicht“, antwortete Nachor mit der Stimme eines Automaten.

„Dann unterhalte dich mit mir“, forderte Gesil.

„Hrrrrmmmpf“, trompetete es aus Jercygehl Ans trichterförmigem Kinn. Der Cygride richtete sich ruckartig auf und sah sich verwundert um. „Was ist los?“

„Der dort kommt bald zu sich“, sagte Gesil und zeigte auf den Bildschirm.

Jercygehl An musterte den Bewußtlosen, der noch immer reglos in seiner Energieblase schwebte.

„Woher weißt du das?“ fragte er mißtrauisch.

„Eine innere Stimme sagt es mir“, antwortete Gesil und verließ sich darauf, daß keiner der beiden die Anwesenheit des Pararealisten bemerkt hatte.

\*

*Der Tisch war festlich gedeckt. Jake und Mary Rhodan waren gegen Mittag per Flugzeug von New York angekommen. Kenneth Malone hatte zur Feier des Tages sein bestes Zivil angelegt. Auch Belinda nahm am Festmahl teil, was für die Aufgeschlossenheit des Colonels sprach, denn in jenen Tagen war es längst nicht selbstverständlich, daß Hausangestellte, zumal solche von schwarzer Hautfarbe, bei den Mahlzeiten der Familie zugegen waren. Jedermann genoß die festliche Stimmung - mit einer Ausnahme: Perry Rhodan machte ein Gesicht, als fürchte er noch immer, die ganze feierliche Speiserei sei lediglich ein makabres Vorspiel zu seiner Festnahme. Denn ins Gefängnis, daran konnte es keinen Zweifel geben, würde man ihn doch sicherlich sperren. Er hatte Mutter und Vater mit Zurückhaltung begrüßt. Während des Nachmittags war über die Vorfälle des vergangenen Wochenendes kein Wort gesprochen worden. Das Donnerwetter, fürchtete Perry, würde während des Abendessens kommen.*

*„Wir wollen dankbar sein“, kommentierte Kenneth Malone das Ausschenken der Suppe, „daß alles einen so guten Verlauf genommen hat. Von uns ist keiner verletzt. Den Gauern ist es schlechter ergangen. Logan hat einen Schuß im Bein, Gene erlitt infolge Belindas kräftigen Zuschlagens einen Schädelbruch, und der vierte Mann hat sowohl eine Gehirnerschütterung, als auch einen verrenkten Kiefer. Alle vier befinden sich in sicherem Gewahrsam und warten darauf, daß ihnen ein Richter den Prozeß macht. Es blühen ihnen langjährige Gefängnisstrafen. Wenn es um Landesverrat geht, versteht Uncle Sam keinen Spaß.“*

*Perry löffelte lustlos an seiner Suppe. Kenneth Malone brachte ein Stück Papier zum Vorschein - dasselbe, das der Junge nun schon zweimal zuvor gesehen hatte.*

*„Das war natürlich ein ganz infamer Trick“, sagte der Colonel. „Jugendliche haben selten Zweifel an der Wahrheit eines Berichts, wenn sie ihn in der Zeitung gedruckt sehen. Dummerweise haben sie auch keinerlei Ahnung, wie leicht es ist, die Seite einer Zeitung nachzuahmen. Selbst der Umstand, daß die Rückseite des Papiers leer ist -“ er drehte den vermeintlichen Zeitungsausschnitt herum „- erweckte Perrys Verdacht nicht. Er war fest davon überzeugt, daß er seine kleine Schwester umgebracht habe und daher mit den Ganoven gemeinsame Sache machen müsse.“*

*Es klirrte, als Mary Rhodan unvermittelt den Löffel aus der Hand legte. Sie sah einen Atemzug lang vor sich hin; dann flog ein Lächeln über ihr hübsches Gesicht.*

*„Was jetzt kommt, habe ich mir immer als unerträgliche Qual vorgestellt“, sagte sie. „Wahrscheinlich habe ich es deswegen immer wieder verschoben. Jetzt aber, da ich weiß, daß es keinen anderen Ausweg mehr gibt, ist auf einmal von Unerträglichkeit keine Spur*

mehr. Es muß heraus! Es hätte längst offenbar gemacht werden müssen, und ich mache mir Vorwürfe, daß ich so lange geschwiegen habe. Aber...

Ihre Augen wurden ein wenig feucht, als Jake Rhodan zur Seite langte und ihre Hand tätschelte. Sie sah den Jungen an.

„Nicht du hast Deborah getötet - ich war es! Und es ist ohne Zweifel ein Segen des Himmels, daß bei dem Unfall nicht auch du ums Leben kamst.“

Perry wurde kalt ums Herz, als die Mutter fortfuhr: „Wir drei waren vom Einkaufen nach Hause gekommen. Du und Deborah, euch lag nichts anderes im Sinn, als sofort spielen zu gehen. Ich parkte den Wagen vor der Garage. Ihr wart beim Anhalten schon hinausgesprungen und spieltet unten am Anfang des Fahrwegs. Ich saß noch im Auto und räumte meine Siebensachen zusammen. Ein Zettel oder sonst irgendwas fiel mir aus der Hand und landete auf dem Boden vor dem Beifahrersitz. Ich beugte mich nach vorne, um ihn aufzuheben. Die Polizei sagt, dabei muß ich die Handbremse gelockert haben. Der Wagen fing an zu rollen - langsam zunächst, so daß ich nichts merkte. Ich war da unten irgendwo auf dem Boden und suchte nach meinem Zettel. Ich hörte dich schreien und sah auf. Die Wagentür war noch offen. Das Auto war am Rollen. Ich sah dich im Rückspiegel, aber Deborah war nirgendwo in Sicht. Dann kam ein Schrei...“

Sie hielt einen Augenblick lang inne und sah vor sich hin auf den Tisch. Ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie wenig später fortfuhr:

„Es war furchtbar. Ich wußte sofort, daß der Wagen über Deborah hinweggerollt war. Du warst im Begriff, unter das Auto zu tauchen und deiner kleinen Schwester zu helfen. Das mußte ich verhindern, oder du würdest womöglich auch noch unter den Rädern zerquetscht. An nichts sonst konnte ich in jenem Augenblick denken. Ich verlor den Kopf. Anstatt einfach die Bremse anzuziehen, sprang ich durch die offene Tür. Ich bekam dich zu fassen und schleuderte dich beiseite. Du pralltest gegen den Torpfosten, Kopf voran. Daher hast du die kleine Narbe auf dem Nasenrücken.“

Der Wagen rollte bis ins Gebüsch auf der anderen Seite der Straße. Deborah war bewußtlos. Irgendwie brachte ich es fertig, das Krankenhaus und deinen Vater anzurufen. Ein Rettungswagen kam und holte Debbie ab. In der darauffolgenden Nacht starb sie an inneren Verletzungen.“

Es war lange Zeit still, nachdem Mary Rhodan ihren Bericht beendet hatte. Jake Rhodan musterte seine Frau besorgt und hielt ihre Hand fest. Aber Mary schüttelte schließlich den Kopf und sagte:

„Danke. Merkwürdigerweise ist mir jetzt wohler zumute. Ich denke, das mußte einmal heraus. Ich hätte längst darüber sprechen sollen. Verzeih mir, Perry...“

Damit war der Bann gebrochen. Das Tabu bestand nicht mehr, und was Jahre hindurch als dunkle Wolke über dem Alltag der Familie Rhodan gehangen hatte; verwandelte sich in traurig-freundliche Erinnerung an ein kleines Mädchen namens Deborah, das infolge eines tragischen Unfalls allzu früh aus dem Leben hatte scheiden müssen.

Die Unterhaltung wandte sich den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit zu. Perry bekam die Erlaubnis, seinen Freund Leroy Washington in Manchester anzurufen und ihm über sein Abenteuer zu berichten. Leroy war begeistert, aber am meisten freute er sich darüber, daß Perry in Kürze mit seinen Eltern nach Connecticut zurückkehren würde.

„Es ist verdammt einsam hier für einen armen Niggerjungen“, sagte er in nachdenklicher Selbstironie.

Später am Abend, als die Sprache auf das steckengebliebene Geländefahrzeug kam, bemerkte Kenneth Malone:

„Eigentlich merkwürdig, wie wir uns nach Nordwesten wandten, anstatt den geradesten Weg zum Sykes Creek einzuschlagen. Wäre uns diese Idee nicht gekommen, hätten wir Belinda nicht gefunden. Hätten wir Belinda nicht befreien können, wäre die Sache womög-

lich ganz anders verlaufen. Solange die Gauner noch eine Geisel in der Hand hatten, war unsere Handlungsfähigkeit beschränkt...”

Perry hatte ein merkwürdiges Gefühl. Es war ihm, als entferne er sich langsam von der Szene, als entrücke ihn eine sanfte, aber unwiderstehliche Kraft aus dem Eßzimmer, fort von Onkel Ken, Belinda und seinen Eltern. Er hörte sich sagen:

„Wenn dieser merkwürdige Mann nicht aufgetaucht wäre, der kleine Japaner mit dem großen Kopf. Wie nannte er sich doch? Sato Ambush?“

„Wovon sprichst du, Junge?“ erkundigte sich der Colonel verwundert.

Perry antwortete nicht. Er begriff mit seherischer Klarheit, daß Onkel Ken sich an Sato Ambush gar nicht erinnern könne, denn dieser war schließlich Bestandteil einer anderen Wirklichkeitsebene gewesen. Was für ein Unsinn ging ihm da durch den Kopf? Andere Wirklichkeitsebene? Was hatte das zu bedeuten? Wer hatte ihm den Begriff eingegeben?

„Sei dem, wie ihm wolle“, sagte Kenneth Malone. „Dieser junge Mann hat sich in letzter Zeit nicht sonderlich mit Ruhm bekleckert. Er hat sich keiner Straftat schuldig gemacht, aber er kam der Grenze des Gesetzes doch bedenklich nahe.“ Er erwiderte Perrys schuldbewußten Blick mit einem jugenhaften Grinsen. „Was wir hier sehen“, fuhr er fort, „ist keineswegs eine Tendenz zum Kriminellen, sondern nach meiner Ansicht eine Schwäche des Urteilsvermögens. Perry neigte dazu, Dinge in einem anderen als dem naturgegebenen Zusammenhang zu sehen. Diese Schwäche muß überwunden werden. Es gilt hier, einen wohlüberlegten und entscheidenden Schritt zu tun, der die Zukunft des Jungen ein für allemal ins Lot bringt...“

Immer weiter entfernte sich Perry aus der vertrauten Umgebung. Es war ihm zumute, als schwebe er über dem Haus und blicke durch ein transparentes Dach hinunter ins Eßzimmer. Ein wohlüberlegter, entscheidender Schritt... Warum erzeugten diese alltäglichen Worte eine Resonanz in seiner Seele? Warum hallten sie ihm in den Ohren, als höre er die Stimme eines Propheten, der ihm die Zukunft weissagte?

„Ich kenne eine Institution, die Menschen mit mangelndem Urteilsvermögen hilft, ihre Schwäche zu überwinden. Lacht nicht: Ich spreche über die Streitkräfte der Vereinigten Staaten. Ich mache hiermit folgenden Vorschlag und bin, falls er allgemeine Zustimmung findet, bereit, alle Mißlichkeiten der letzten Tage zu vergessen und zu vergeben: Mit Beginn der zehnten Klasse wechselt Perry Rhodan auf eine Kadettenschule der U. S. Air Force über und beginnt dort mit der Ausbildung zum Piloten. Ihn interessieren die Sterne und die Raumfahrt. Eine solche Ausbildung kommt seinen Wünschen entgegen; denn glaubt mir: Der erste amerikanische Astronaut - und der zweite, und der dritte - wird ein mit allen Wassern gewaschener Pilot sein, ein Risikopilot, wie wir ihn nennen. Mir schwebt auch schon eine bestimmte Schule vor. Sie liegt ganz in der Nähe von Manchester. Soweit es die Schulvorschriften zulassen, kann der Junge also nach Hause kommen, wann immer es ihm behagt. Was haltet ihr davon?“

Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens antwortete Jake Rhodan:

„Das scheint mir ein vernünftiger Schritt - auch durchaus in Perrys Sinn...“

Schritt... Schritt..., hallte es in Perrys Bewußtsein. Worte bildeten sich im Hintergrund seines Verstands, drängten nach vorne, wollten ausgesprochen werden...

„Ich bin damit einverstanden“, hörte er die Mutter sagen. „Ich bin sicher, daß Perry nichts dagegen einzuwenden hat. Im Gegenteil, wenn er die Sache durchdenkt...“

Schritt... durchdacht... Schritt... durchdacht...

„Dann wäre noch der letzte Schritt zu tun“, begann Kenneth Malone von neuem.

Mehr hörte Perry nicht. Die Szene verschwamm ihm endgültig vor den Augen. Er war nicht mehr in dem geräumigen, behaglich eingerichteten Wohnhaus an der Ostküste Floridas; die Eltern, Belinda und Onkel Ken waren nicht mehr um ihn. Er schwebte über einem bodenlosen, finsternen Abgrund. In der Ferne leuchtete eine Handvoll Sterne. Er wuß-

*te nicht, wo er war. Aber die Worte, die sich ohne sein Dazutun hatten formen wollen, standen ihm jetzt klar und deutlich im Bewußtsein. Er konnte nicht anders - er mußte sie aussprechen. Eine fremde Kraft hatte sich seiner Seele bemächtigt und gab nicht eher Ruhe, als bis er gesagt hatte, was es unter allen Umständen zu sagen galt:*

*„DER LETZTE SCHRITT, WENN AUCH SORGSAM DURCHDACHT, BRINGT MANCHEN IN DEN VORHOF DER HÖLLE...“*

*Plötzlich wurde es hell.*

\*

„Es bereitet mir Vergnügen zu melden“, sagte die freundliche Stimme der Hamiller-Tube, „daß sich in den Gefangenenabteilungen mehrerer Schiffe - unabhängig voneinander, wohlgemerkt - sogenannte Vernünftigkeitsskomitees gebildet haben, die Verhandlungen mit der Robotbesatzung anstreben und beweisen wollen, daß die Eingesperrten nicht länger eine Gefahr darstellen. Ihre Argumente sind logisch und eindringlich. Es scheint, als sei die Wirkung des Induzierten Schuldkomplexes am Abklingen.“

„Das ist erfreulich“, antwortete Nachor, der Armadaprinz. „Aber noch fehlt uns die vierte Weisheit. Ich kann mir nicht erklären...“

„Er kommt zu sich!“ fiel Jercygehl An dem Einäugigen ins Wort. „Seht doch, er rührt sich!“

„Da hat wohl das eine mit dem anderen zu tun“, bemerkte die Hamiller-Tube.

Aber es hörte ihr niemand mehr zu. Aller Augen waren auf die Bildfläche gerichtet. Im Innern der Energieblase hatte Perry Rhodan sich zu rühren begonnen. Es war anders als beim vorigen Mal. Seine Bewegungen waren koordiniert. Er streckte sich wie ein Erwachender, der die Notwendigkeit verspürt, die Muskeln zu dehnen. Er reckte die Arme in die Höhe, bis sie die Innenseite der Kuppelwand berührten. Er öffnete die Augen und sah sich um. Er zog die Arme an und stemmte sich auf den Ellbogen in die Höhe.

Und plötzlich begann er zu sprechen. Der Interkom übertrug seine Worte fehlerlos.

„Der letzte Schritt, wenn auch sorgsam durchdacht, bringt manchen in den Vorhof der Hölle.“

Nachor war aufgesprungen.

„Das ist es!“ stieß er hervor. „Ich erinnere mich jetzt. Der vierte Kodesatz! Er bezieht sich darauf, daß selbst den, der alle vier Weisheiten kennt, im Vorhof des Loolandre noch zahlreiche Schwierigkeiten erwarten.“

Mit einem leisen Schauer wurde sich Gesil der Bedeutung des Augenblicks bewußt. Es war der Armadaprinz, der sich an die vier Kodesätze hätte erinnern sollen. Es war Nachor, der den Loolandre als seine Heimat bezeichnete und für sich und seine Freunde freien Zutritt forderte. Aber seine Erinnerung war gelöscht. Er hatte sich mit viel Mühe nur noch der ersten beiden Weisheiten entsinnen können. Perry Rhodan, von einer schweren Verwundung genesend, hatte den dritten und den vierten Kodesatz geliefert. Das Schicksal hatte seine Entscheidung getroffen. Wie auch immer es hatte geschehen können, daß Perry Rhodan sich an Kodesprüche erinnerte, die ihm nie zuvor zu Ohren gekommen waren - es bedeutete offenbar, daß die Mächte, die im Bereich des Loolandre herrschten, den Terraner als gleichberechtigt mit dem Armadaprinzen betrachteten. Welche andere Deutung wäre möglich gewesen?

Der Genesende hatte sich inzwischen orientiert. Er war mit der Handhabung antiseptischer Energieblasen vertraut. Seine Stimme drang mühelos durch die energetische Hülle und erreichte einen Audioservo. Die folgende kurze Unterhaltung war im Beobachtungsraum deutlich zu hören:

„Ich fühle mich okay. Kann ich abgesetzt werden?“



„Alle kritischen Daten einwandfrei. Wünschst du vorherige Konsultation mit einem Medotechniker?“

„Ist nicht nötig. Wenn die Daten in Ordnung sind, laßt mich frei.“

„Einverstanden. Du wirst auf der Liege abgesetzt. Ich habe dich darauf hinzuweisen, daß dieser Raum unter Beobachtung steht.“

Während die Blase sich in Richtung der genannten Liege in Bewegung setzte, grinste Perry Rhodan zur Kamera hinauf.

„So, ihr sitzt also da draußen und schaut mir zu? Welch ein Glück, daß sie mir wenigstens dieses Armesünderhemd angezogen haben.“ Die Blase löste sich auf. Perry schwang die Beine über den Rand der Liege und stand auf.

„Genießt die letzten Augenblicke der Ruhe“, lachte er seinen unsichtbaren Zuhörern zu. „Ich fühle mich so ausgeruht wie noch selten zuvor. Sobald ich diese Tür hinter mir habe“, er deutete auf den Ausgang des Krankenzimmers, „geht's rund.“

\*

Es stellte sich jedoch heraus, daß Perry Rhodan die Möglichkeiten, Aktivität zu entfalten, bei weitem überschätzt hatte. Die Nennung des vierten Kodesatzes - oder, wie Nachor sich ausdrückte, der vierten Weisheit - führte nicht, wie in den drei vorigen Fällen, zur unmittelbaren Öffnung der Pforte. Das bleiche, neblige Gebilde stand weiterhin im Raum vor der Galaktischen Flotte, und Sondenexperimente bewiesen, daß es so undurchdringlich war wie eh und je.

Zwei andere Ereignisse standen jedoch offenbar direkt mit der Auffindung des Kodespruchs in Zusammenhang. Chmekyr, der Pfortner, der sich bisher in der Gestalt eines Wesens mit blauer Schuppenhaut in Tausenden von Exemplaren an Bord der galaktischen und kranischen Schiffe herumgetrieben und die Besatzung zu mehr aktivem Erinnern an die Übeltaten der Vergangenheit angestachelt hatte, war plötzlich verschwunden. Die letzte Sichtung der blaugeschuppten Kreatur wurde von einem Schweren Holk um 17.23 Uhr Flottenzeit am 29. April 427 gemeldet - das war zwei Minuten, nachdem Perry Rhodan das Bewußtsein wiedererlangt hatte.

Des weiteren waren die Auswirkungen des Induzierten Schuldkomplexes deutlich am Nachlassen. Das Phänomen, über das die Hamiller-Tube berichtet hatte, weitete sich aus: In den Gefängnisabteilungen der Schiffe erwachten die Menschen wie aus einem Zustand der Trance, sahen sich um und fragten sich „Was haben wir hier verloren?“ Es kam zu Kontaktaufnahmen mit den Robotmannschaften. Die Roboter ihrerseits stellten Verbindung mit der Hamiller-Tube her und forderten Verhaltensmaßregeln. Hamiller entwickelte aus eigener Machtvollkommenheit einen simplen Psychotest, der von den Robotern durchgeführt werden konnte und Aufschluß darüber gab, ob der zu Prüfende tatsächlich von allen Nachwirkungen des Schuldkomplexes frei sei. Der Test war ein kurzes Frage- und Antwortspiel, dem eine einstündige Wartezeit folgte. Während dieser Periode wurde dem Prüfling Gelegenheit gegeben, etwaigen irrationalen Neigungen scheinbar unbeobachtet nachzugehen. In Wirklichkeit jedoch ließ ihn der Prüfer keine Sekunde lang aus den Augen. Überstand er die Stunde, ohne sich ein neuerliches Vergehen zuschulden kommen zu lassen, galt er als geheilt. Der Methode mochte die wissenschaftliche Grundlage fehlen; aber sie war, was im Augenblick gebraucht wurde: schnell und wirksam. Immerhin waren es an die fünf Millionen Wesen, in deren Bewußtsein der Induzierte Schuldkomplex Verwirrung gestiftet hatte. Selbst wenn man in Betracht zog, daß ein durchschnittlicher Dienstroboter bis zu fünfhundert Prüflingen simultan überwachen konnte, handelte es sich um eine Aufgabe von beträchtlichem Ausmaß, die nach Perry Rhodans Schätzung anderthalb bis zwei Tage in Anspruch nehmen würde.

Während immer mehr bisher Eingespernte in den Kreis der Normalgebliebenen zurückkehrten, begannen die Aufräumarbeiten. Es waren immer noch Schäden vorhanden, die auf das Epikur-Syndrom, die erste der Loolandre-Plagen, zurückgingen. Hinzu kamen die Verwüstungen, die während des Induzierten Schuldkomplexes angerichtet worden waren. Im großen und ganzen befanden sich die Schiffe der Galaktischen Flotte in einem desolaten Zustand. Die Verantwortlichen an Bord der BASIS dachten nur mit Schaudern an die Möglichkeit, daß ausgerechnet jetzt ein stärkerer, von den Armadaschmieden befehligter Verband auftauchen und die Galaktische Flotte angreifen mochte. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses war gering. Aus Chmekyrs Aussagen ging hervor, daß jeder, der sich dem Loolandre näherte, mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde wie die Galaktiker und die Kranen. Vor den Schmieden, falls sie wirklich im Anflug waren, lagen die drei Pforten, die die Galaktische Flotte bereits überwunden hatte. Aber all das waren Mutmaßungen. Wer mochte wissen - vielleicht hatte sich für die Silbernen eine Quelle auf getan, aus der sie den Wortlaut der vier Kodesätze erfuhren. Niemand war sicher, wann genau mit der Ankunft der Schmiede zu rechnen war. Angesichts solcher Ungewißheit war es für die Galaktiker die dringlichste Aufgabe, ihre Flotte in einen Zustand zu versetzen, in dem sie sich wenigstens verteidigen konnte.

\*

Sato Ambush, der Pararealist, war seit etlichen Stunden nirgendwo mehr gesehen worden. Fast schien es, er habe sich mitsamt den letzten Effekten der verschobenen Wirklichkeit in ein Nichts aufgelöst. Perry Rhodan ließ behutsam Nachforschungen anstellen und ermittelte schließlich, daß Ambush sich in einen abgelegenen Teil des Schiffes zurückgezogen habe, um zu meditieren. Er hielt es für nutzlos, ihn bei dieser Tätigkeit zu stören. Der kleine Mann mit dem großen Kopf würde beizeiten von selbst aus der Versenkung auftauchen.

An diesem Abend scharte Perry Rhodan seine Freunde und engsten Mitarbeiter um sich. Auch die Mutanten folgten der Einladung. Sie hatten sich, als die Bedrohung durch den Induzierten Schuldkomplex offenbar wurde, in ein freiwilliges Exil begeben und durch energetische Abkapselung dafür gesorgt, daß ihre paraphysischen und -psychischen Kräfte nicht mehr zur Wirkung kommen konnten. Es war jedermann klar gewesen, welcher ungeheuren Schaden die von der Natur so besonders begabten Wesen anrichten könnten, wenn auch sie dem Zwang erlügen, sich an die Übeltaten der Vergangenheit zu erinnern und diese nachzuvollziehen. Sie hatten die Sorge ihrer Umgebung geteilt und von sich aus darauf gedrungen, daß die entsprechenden Vorsichtsmaßnahmen getroffen wurden. In der Einsamkeit ihrer Eremitenzellen hatten sie Höllenqualen durchstanden, während der Schuldkomplex in ihren Bewußtseinen wühlte und sie verleiten wollte, Taten zu begehen, die sie später bereuen würden. Sie hatten dem Drang nicht nachgeben können. Es gab keine Verbindung mit der Außenwelt, und die Wände und Schotte ihrer Gefängnisse hielten dicht.

„Es war eine bedeutsame Erfahrung, die mir zuteil wurde“, begann Perry seinen Bericht. „Die Erinnerung an eine ferne Vergangenheit, die mir wieder vor Augen geführt wurde, muß die ganze Zeit über in meinem Bewußtsein geruht haben. Ich wußte nicht, daß sie in solcher Eindringlichkeit vorhanden war, mit sämtlichen Einzelheiten der Ereignisse, die sich vor zweitausendsechshundert Jahren abgespielt haben.“

Er beschrieb, was er in Form eines äußerst lebhaften, realistischen Traums erlebt hatte: den Diebstahl des Sternenglobus, seinen Vorsatz, den Täter auf eigene Faust zu verfolgen, Tin Cans Betrug, die Fahrt nach Florida und die Reihe der Vorgänge, die um ein Haar aus dem zwölfjährigen Perry Rhodan einen Landesverräter gemacht hatten.

„Kein Mensch trägt einen fleckenlosen Charakter mit sich herum“, sagte er nachdenklich, als er geendet hatte. „Ich hielt mich jedoch für ein durchaus anständiges Exemplar der Spezies homo sapiens. Es war überaus nützlich, auf diese Weise den Spiegel vorgehalten zu bekommen. Im Jahr 1971 alter Zeitrechnung, als wir mit der STARDUST vom Mond zurückkehrten, nannten mich viele meiner Landsleute einen Verräter, einen Fahnenflüchtigen. Sie hatten unrecht. Sie begriffen die Zusammenhänge nicht. Was sie nicht wußten, war, daß ich dreiundzwanzig Jahre zuvor mich tatsächlich mit landesverräterischen Absichten trug.“

„Du tatest es, weil Belinda in Gefahr war“, trat Gesil zu seiner Verteidigung an. „Und weil du glaubtest, du seist ohnehin ein Mensch geringeren Wertes, seit du deine Schwester umgebracht hattest. Das sind Gründe, die jeder Richter hätte gelten lassen, wenn der Fall jemals vor Gericht gekommen wäre.“

Perry nickte.

„Das Gesetz hätte mich wohl freigesprochen“, antwortete er. Er tippte sich mit dem Finger gegen die Brust. „Aber da drinnen pocht etwas, das strengere Maßstäbe anlegt als das geschriebene Gesetz. Ich habe damals schwere Fehler begangen, daran läßt sich nicht rütteln. Ich verdanke es Kenneth Malone und dem Verständnis meiner Eltern, daß mir die Sache nicht länger nachhing. Ich ging tatsächlich auf die Kadettenschule, später auf die Air Force Academy und wurde Pilot, später Testpilot. Als die U. S. Space Force gegründet wurde, war ich als einer der ersten mit dabei. Der Rest ist Geschichte.“

„Was mich besonders interessiert“, bemerkte Alaska Saedelaere, „ist, wie Sato Ambush in deinem Traum auftauchen konnte. Ich meine, dein Onkel, Malone, sprach mit ihm, nicht wahr?“

„Das ist nicht das einzig Merkwürdige“, lächelte Perry. „Man könnte sagen, es sei ja nur ein Traum gewesen. Aber ein Traum, der sich sonst in jeder Hinsicht an die Wirklichkeit hielt. Das ist das einzige Detail, an das ich mich nicht mehr erinnere: Wie kamen Onkel Ken und ich damals auf die Idee, uns nordwestwärts zu halten, anstatt den geradesten Weg zu nehmen. Sicher war damals, vor mehr als zweitausend Jahren, Sato Ambush nicht zur Hand, um uns den richtigen Weg zu weisen.“ Er sah Alaska einen Atemzug lang mit undurchdringlicher Miene an. „Oder war er es vielleicht doch?“

„Vergiß die beiden Weisheiten nicht, an die du dich plötzlich erinnerstest, obwohl du sie zuvor - wenigstens in dieser Form - noch nie gehört hattest“, mahnte Nachor, der Armadaprinz. „Der Induzierte Schuldkomplex sah in dir offenbar ein Opfer besonderer Art. Du solltest dich nicht nur an die bösen Taten der Vergangenheit erinnern, sondern obendrein noch etwas Nützliches produzieren, nämlich die zwei Kodesätze, ohne die wir immer noch vor der dritten Pforte des Loolandre festsäßen.“

„Ich habe versucht auseinander zu sortieren, was mich während des Traums bewegte“, gab Perry zu. „Es scheint da zwei Einflüsse gegeben zu haben, die sich miteinander stritten. Einer davon war ohne Zweifel der herkömmliche Schuldkomplex, mit dem sich alle anderen Mitglieder der Flotte ebenfalls herumschlugen. Aber schon im Ansatz des Geschehens machte sich ein steuernder Effekt bemerkbar, der auf ein ganz bestimmtes Ergebnis abzielte. Denkt an den Mann namens Lead Can. Seine Stimme erinnerte mich an Tin Can, den Achtzehnjährigen. Als ich ihm schließlich begegnete, sah ich, daß er auch Tin Cans Aussehen besaß. Es hat diesen Mann niemals gegeben, wenigstens nicht auf unserer Wirklichkeitsebene, und doch brachte er es fertig, mich lebensgefährlich zu verletzen. Er war ein Katalysator. Indem er mir gegenübertrat, wurde mein Bewußtsein gezwungen, sich auf einen ganz bestimmten Abschnitt der Vergangenheit zu konzentrieren. In diesem Abschnitt würde es dann zu Ereignissen kommen, die mir den Wortlaut der letzten beiden Weisheiten nahebrachten. Es geschah alles mit wohlberechneter Absicht.“

„Ging der positive Einfluß etwa von Sato Ambush aus?“ erkundigte sich Waylon Javier.

„Sato ist ein bedeutender Mann“, lächelte Perry. „Aber wollten wir ihm das unterschreiben, dann müssen wir ihm wohl eine wichtigere Rolle bei, als er sie in diesem Zusammenhang tatsächlich gespielt hat. Oh, er war ohne Zweifel im Sinn des positiven Einflusses tätig, daran zweifle ich keine Sekunde...“

„Du bist ein weiser Mann, Perry Rhodan“, meldete sich in diesem Augenblick von der Tür her eine helle und zugleich sanfte Stimme.

Der Pararealist trat herzu. Im Eifer der Unterhaltung hatte niemand bemerkt, wie er die Tür geöffnet hatte und eingetreten war. Er näherte sich dem Tisch, um den die Diskutierenden saßen, mit der Haltung eines Mannes, für den es keinen Zweifel gab, daß er mit zu dieser Runde gehörte. Dabei lag auf seinem glatten, faltenlosen Gesicht jenes zurückhaltende, wie um Entschuldigung bittende Lächeln, das für Sato Ambush fast schon zum Warenzeichen geworden war.

„Wir begrüßen dich, Sato“, sagte Perry freundlich. „Wir hätten dich eingeladen, an dieser Besprechung teilzunehmen; aber wir wollten dich nicht stören.“

„Du bist rücksichtsvoll“, lobte der Pararealist. „Und du überschätzt meine Kräfte nicht. Das ist gut. Wer seine Freunde und Helfer überschätzt, leistet ihnen und sich selbst einen schlechten Dienst.“

„Wenn du schon hier bist“, mischte Alaska Saedelaere sich ein, „dann erklär' uns doch, wie du nicht nur Perry Rhodan, sondern auch seinem Onkel Kenneth Malone in diesem merkwürdigen Traum erscheinen konntest.“

Ein Ausdruck freundlicher Spitzfindigkeit mischte sich in Sato Ambushs Lächeln.

„Willst du das wirklich wissen?“ fragte er.

„Ja.“

„Nun gut. Die Kräfte, die dabei zum Zuge kommen, sind eine Mischung aus Ki und Zhakra.“

„Oh“, machte Alaska.

„Sie müssen sorgfältig gegeneinander abgewogen werden“, fuhr der Pararealist unbeirrt fort. „Es gilt, eine Verfallung zweier dicht beieinander befindlicher Wirklichkeitsebenen zu erzeugen, so daß zwischen den beiden Wirklichkeitsschichten ein Kontinuum entsteht, das weder der einen, noch der anderen Ebene angehört.“

„Ich sehe“, knurrte Alaska.

„In einem Zwischenkontinuum dieser Art ist es möglich, ein Gradientenfeld zu erzeugen, eben durch den Einsatz von Ki und Zhakra, das durch einen Realitätstensor“ beschrieben wird, der... Stört dich etwas?“

Er hatte sich mitten im Satz unterbrochen, als Alaskas Gesicht sich zu einer schmerzhaften Grimasse verzog.

„Nein, keineswegs“, ächzte der ehemalige Maskenträger. „Aber wenn es dir recht ist, streichen wir meine Frage. Ich möchte nicht, daß die übrigen Anwesenden Verlegenheit empfinden, weil sie deine sachverständige Erklärung nicht so richtig verstehen...“

Dröhnendes Gelächter brandete auf. Als die allgemeine Heiterkeit sich schließlich wieder beruhigte, erklärte Jercygehl An mit kräftiger Stimme:

„Der kleine Mann mit dem großen Kopf erscheint niemals ohne Anlaß. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jedes Mal, wenn er auftaucht, die Wirklichkeit sich verschiebt. Wie ist das, Sato Ambush? Spürst du wieder einen Realitätsgradienten?“

„Das ist in der Tat so“, bestätigte der Pararealist. „Ich brauche darüber jedoch keine Worte zu verlieren. Die entsprechende Meldung wird soeben...“

Er wurde abermals unterbrochen, diesmal vom Interkom. Sandra Bougeaklis sprach aus der Kommandozentrale.

„Gute Neuigkeiten“, meldete sie mit strahlender Miene. „Das parapsionische Feld, das bisher vor der vierten Pforte wirksam war, hat aufgehört zu existieren. Ich nehme an, das

heißt, daß wir fürs erste geruhsam auf unserer eigenen Wirklichkeitsebene existieren dürfen.“

\*

Ein Aufatmen ging durch die Runde der Zuhörer. Mehrere Stimmen begannen auf einmal zu sprechen. Das aufregende Ereignis wurde in optimistischen Tönen diskutiert. Sato Ambush wartete geduldig, bis ein Teil der Erregung verklungen war, dann bemerkte er:

„Das ist noch nicht alles.“

Jedermann sah ihn an.

„Was willst du sagen?“ fragte Nachor von dem Loolandre.

„Ich hatte eine weitere Nachricht erwartet“, antwortete der Pararealist. „Daß das Parapsi-Feld, das heißt die Reflexion der Realitätsverschiebung, verschwinden würde, war selbstverständlich. Schließlich haben wir inzwischen alle vier Kodesätze geäußert, und sobald die Dinge in Bewegung gerieten, mußte das Feld als erstes beseitigt werden. Das war klar. Deswegen wäre kein Wirklichkeitsgradient entstanden. Ich erwarte, daß etwas anderes auf uns zukommt.“

Es war verblüffend. Kaum hatte er zu Ende gesprochen, meldete sich der Interkom von neuem. Sandra Bougeaklis wirkte verwirrt. Unbehagen und Mißtrauen spiegelten sich in ihren attraktiven Zügen.

„Damit kann ich nichts anfangen“, sagte sie.

„Womit, Sandra?“ erkundigte sich Perry.

„Ein Energiereflex. Ein Irrwisch. Er tanzt zwischen den Schiffen einher, verschwindet, taucht an anderer Stelle wieder auf. Dabei scheint er sich ständig der BASIS zu nähern. Wir haben versucht, ihn anzusprechen; aber er gibt uns keine Antwort.“

„Das wird er sein“, erklärte Sato Ambush so beiläufig, als langweile ihn die Unterhaltung.

„Wer, Sato?“

„Wen erwarten wir?“ konterte der Pararealist.

„Den Pförtner“, antwortete Nachor.

Über den Interkom ertönte das Schrillen eines Alarmsignals.

„Er ist in der Nähe des Schiffes!“ rief Sandra Bougeaklis. „Nur noch ein paar Kilometer entfernt...“

An diesem Abend ging offenbar alles nach Stichwort. Sandra Bougeaklis war noch am Sprechen, da ließ sich plötzlich ein hohles Brausen hören wie von einer Sturmbö, die sich zwischen hohen Mauern gefangen hatte. Knallend sprang die Tür auf, und ein Wirbelwind schoß durch die Öffnung, ein wild rotierender Miniaturtornado, ein rosaroter Trichter von etwa einem Meter Höhe.

Er tanzte in den Raum herein, glitt an den Wänden in die Höhe, schwebte unter der Decke entlang und verbreitete unaufhörlich das sausende Geräusch. Allmählich schien er zur Ruhe zu kommen. Die Rotation des wirbelnden Trichters verlangsamte sich nicht, wohl aber wurde seine Vorwärtsbewegung geruhsamer und weniger erratisch. Schließlich schwebte er ruhig mitten über dem großen, runden Konferenztisch. Die Lautstärke des Sausens hatte ebenfalls abgenommen. Es klang jetzt nur noch wie das verhaltene Brummen einer Maschine, an der irgendwo eine Nut nicht richtig saß.

Die Anwesenden musterten das rosarot leuchtende Gebilde teils mit verwunderten, teils mit mißtrauischen Blicken. Lediglich Sato Ambush blieb völlig ruhig. Er betrachtete den rotierenden Trichter mit stillem Lächeln. Er schien zu wissen, was hier vorging.

Die Farbe des Energiekreisels veränderte sich allmählich. Von mattem Rosa wurde sie zu glänzendem Hellrot. Plötzlich sprach Gucky in das von verhaltenem Brummen erfüllte Schweigen:

„Danke, das sind recht freundliche Gedanken, die wir zu schätzen wissen.“

Fellmer Lloyd grinste dazu. Es gab keinen Zweifel: Die beiden Telepathen hatten Kontakt mit dem merkwürdigen Gebilde aufgenommen.

\*

„Die Lage hat sich grundlegend gewandelt“, hörte Perry Rhodan die Worte einer Stimme, die unmittelbar in seinem Bewußtsein materialisierte. „Ihr habt die vier Weisheiten geäußert. Der Weg zum Loolandre steht euch offen. Gebt euch jedoch keinen Illusionen hin. Ihr habt alle den Text des vierten Kodesatzes in Erinnerung. Das Gebiet, das dem Loolandre vorgeschaltet ist, kann sich für euch sehr wohl noch in den Vorhof der Hölle verwandeln.“

Perry beugte sich nach vorne.

„Ich nehme an, du bist Chmekyr“, sagte er.

Er sprach laut. Die Gedanken für die telepathische Verständigung formten sich dabei automatisch, und die anderen Zuhörer vernahmen, was er zu sagen hatte.

„Ich bin Chmekyr, euer Verbündeter“, lautete die Antwort. „In seiner wahren Form. In der Form, in der der Pförtner nur als einziges Exemplar existieren kann.“

„Dem Himmel sei Dank“, seufzte Alaska Saedelaere in komischer Verzweiflung. „Ich hatte schon Alpträume von all den Tausenden von Blaugeschuppten, Schwabbelblasen und Quadratschädeligen.“

„Unser Verbündeter?“ erkundigte sich Perry. „Welche Funktion wirst du als unser Verbündeter versehen?“

„Das wird sich aus der Lage ergeben“, antwortete Chmekyr auf telepathischem Weg. In seiner eigentlichen Gestalt besaß er offenbar nicht die Fähigkeit, sich akustisch mit anderen Wesen zu verständigen. „Ich weiß selbst nicht, was auf diese Expedition zukommt. Ich werde euch nützlich sein, soviel steht fest. Dir und dem Armadaprinzen; euch haben die Mächte offenbar als Berechtigte anerkannt.“

„Was heißt das?“

„Wie soll ich's wissen? Ich kenne den Willen der Mächte nicht.“

„Woher wissen wir, daß wir dir vertrauen können?“ Das war Jercygehl Ans trompetende Stimme. „In der Vergangenheit hast du uns weiter nichts als Unheil gebracht.“

Der Energiekreisel geriet ein wenig in Bewegung. Er hüpfte über dem Tisch auf und ab. Seine Farbe wurde zu einem fahlen Blaßrosa. Perry Rhodan hatte deutlich den Eindruck, Chmekyr empfinde Verdrossenheit. Die Farbe, in der der Trichter leuchtete, brachte offenbar seinen Gemütszustand zum Ausdruck.

„Du brauchst mir überhaupt nicht zu vertrauen, Cygride“, kam die ärgerliche Antwort. „Wenn der Terraner oder der Prinz mir auftragen, ich sollte mich zurückziehen, werde ich ihnen widerspruchslos gehorchen.“

Bevor Jercygehl An eine weitere Äußerung tun konnte, fiel Perry ein:

„Sag uns, wer du bist, Chmekyr. Ich für meinen Teil bin bereit, dir zu vertrauen.“

Das leuchtende Hellrot kehrte zurück. Der Kreisel beruhigte sich. Für freundliche Worte war der Pförtner offenbar empfänglich.

„Wer ich bin, weißt du ebenso gut wie ich. Ich stehe im Dienst der Mächte oder des Gesetzes, wie immer man es auch nennen mag. Sie oder es lassen mich nicht wissen, was die Ziele sind; sie erteilen mir nur Aufträge. So war es bislang, jetzt werden die Dinge anders. Jetzt bin ich euer Bundesgenosse und begleite euch in den Vorhof des Loolandre, wenn nicht noch weiter.“ Seine Gedanken schwiegen nur für eine Sekunde, dann fuhr er fort: „Früher, ja, viel früher - da war es anders. Ich war Ordobans Helfer. Aber das liegt ewig lange zurück, und ich habe kaum mehr eine Erinnerung an jene Zeit.“

Der Name Ordoban hatte Perry Rhodan elektrisiert. Aber er widerstand der Versuchung, Fragen zu stellen. Dazu war später noch Zeit. Es hätte Chmekyr wieder in Verdruß versetzt, auf der Stelle ausgefragt zu werden. Es war klüger, das seltsame Wesen vorerst bei möglichst guter Laune zu halten.

„Was weißt du über die Dinge, die auf uns zukommen?“ fragte Perry.

„Soweit sie den Vorhof angehen, noch nichts Konkretes. Aber außerhalb des Loolandre tut sich einiges. Es gibt außer euch offenbar noch andere, die sich für die Heimat des Armadaprinzen interessieren. Es nähern sich Feinde...“

„Die Armadaschmiede!“ rief Perry. „... aber auch Freunde“, fuhr Chmekyr unbeeindruckt fort.

Es war Perry nicht sofort klar, wer damit gemeint sein könne. Er suchte in seinen Gedanken. Atlan vielleicht...?

„Ich weiß nicht, wer die sind, die sich nähern“, sagte Chmekyr, als hätte er Perrys Überlegungen mitverfolgt. „Aber es ist besser, wenn ihr euch auf ihre Ankunft vorbereitet.“

„Das wollen wir tun“, versprach Perry Rhodan. „Die Aufräumarbeiten an Bord der Flotte sind in Kürze abgeschlossen. Dann sind wir wieder ein voll einsatzfähiger Verband. Wo wirst du bleiben, Pförtner?“

„Bei euch, wo sonst.“

„Willst du dir eine Unterkunft anweisen lassen?“

„Er kann bei mir bleiben!“ meldete sich Gucky mit schriller Stimme zu Wort: „Ich glaube, er und ich verstehen einander recht gut.“

„Ich habe keinen Einwand. Bei dem Pelzwesen mit dem großen Zahn bin ich gut aufgehoben.“

Der Ilt sah zu Fellmer Lloyd auf.

„Ich habe das nicht richtig mitbekommen“, sagte er mit unterdrückter Stimme. „War das als Kompliment gemeint?“

„Vermutlich“, antwortete Lloyd. „Sieh ihn doch an, er strahlt in schönstem Hellrot. Ein Zeichen seiner guten Laune, wie wir inzwischen wissen.“

„Aber erwartet von mir nicht“, fuhr Chmekyrs Mentalstimme fort, „daß ich mich lange an einen Ort gebunden fühlen möchte. Ich bewege mich hierhin und dorthin. Materielle Gegenstände sind keine Hindernisse für mich.“

„Er tanzt herum“, kommentierte Gucky.

„Das ist richtig. Ich tanze herum. Es ist meine Art. Aber von Zeit zu Zeit werde ich mich im Quartier des Bepelzten mit der langen Schnauze einfinden.“

„Das war keine schöne Bemerkung ...“, flüsterte Gucky zu Fellmer Lloyd.

„Bevor du davontanzst“, lächelte Perry, „sag uns noch, was aus der vierten Pforte werden wird. Wir haben alle vier Weisheiten geäußert. Warum besteht das letzte Hindernis noch immer?“

„Noch immer?“ protestierte Chmekyr und wurde ein wenig blasser. „Habt ihr denn noch nicht erfahren, daß...“

Wie gesagt: An diesem Abend ging alles auf Stichwort. Der Interkom begann zu schnarchen, diesmal unter den Lauten einer Robotstimme:

„Die Orte melden, daß die Barriere gefallen ist. Die vierte Pforte des Loolandre hat sich für die Galaktische Flotte und den Verband der Kranen geöffnet. Alle Fahrzeuge nehmen Fahrt auf und stoßen mit geringer Geschwindigkeit in Richtung des Zieles vor.“

\*

„Na, na“, drohte Gesil. „Was würde Onkel Ken dazu sagen?“

Perry hatte ihr den Arm um die Schulter gelegt und sie zu sich herangezogen. Sie saßen in einem kleinen Beobachtungsraum. Die Beleuchtung war gedämpft. Vor ihnen glomm eine große Bildfläche, die die Umgebung der BASIS zeigte. Der schwarze Hintergrund des Alls war erfüllt mit Tausenden von Lichtpunkten, den Sternen der fremden Galaxis M 82. Nur dort, wo sich vor kurzem noch der neblige Vorhang der vierten Pforte erstreckt hatte, gähnte sternenlose Finsternis.

„Zieh sie an dich und halt sie fest“, würde Onkel Ken dazu sagen“, lachte Perry. „Was Besseres findest du dein Lebtage nicht wieder“, würde er mir klarmachen.“

Gesil löste sich mit einem Ruck aus der Umarmung und beugte sich nach vorne.

„Was ist das?“ fragte sie. „Die Sterne erlöschen!“

Perry sah es ebenfalls. Es war, als bewege sich die BASIS auf ein großes, unsichtbares Objekt zu, hinter dem die fremden Sterne einer nach dem anderen verschwanden. Er hörte das leise Fiepen des Servos, das einen Anruf über Interkom meldete.

„Okay, laß hören“, sagte er.

Waylon Javier war am Apparat.

„Es geschehen seltsame Dinge“, berichtete er. „Das Vakuum verliert seine Transparenz. Wir sehen nur noch die Sterne, die seit- bis rückwärts liegen. Vor uns wird es finster. Wir erhalten eine Reihe merkwürdiger Energieortungen...“

Perry winkte ab.

„Nichts von Bedeutung“, sagte er. „Chmekyr hat uns gewarnt. Wir nähern uns dem Vorhof der Hölle.“

Die Verbindung wurde unterbrochen. Gesil drückte sich tiefer in ihren Sessel. Sie nahm Perrys Arm auf, der bei ihrer hastigen Bewegung abgerutscht war, und drapierte ihn sich von neuem um die Schulter.

„Ich frage mich, wie es im Vorhof der Hölle aussehen wird“, murmelte sie.

Perry seufzte.

„Hast du Sorgen?“ wollte sie wissen.

„Nur eine. Weißt du, was eine Operette ist?“

„Noch nicht. Das steht noch auf meinem Lernprogramm. Warum?“

„Eine Operette ist ein Theaterstück, in dem mitunter recht platter, mitunter sogar einfältiger Text gesprochen oder gesungen werden mußte. Eine dieser platten Textstellen fiel mir gerade ein. Sie hat Bezug zu unserer Lage.“

„Oh“, sagte Gesil. „Und wie heißt der Text?“

„Mit dir als Teufelin, wie sollte ich mich vor dem Vorhof der Hölle fürchten?“

„Nein, ich meine den Text.“

„Das war er!“

Gesil machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Und das ist platt?“ fragte sie schließlich.

„Findest du nicht?“

„Ich glaube, ich werde mich ab morgen mit Operetten beschäftigen“, lautete ihr Entschluß.

ENDE